



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

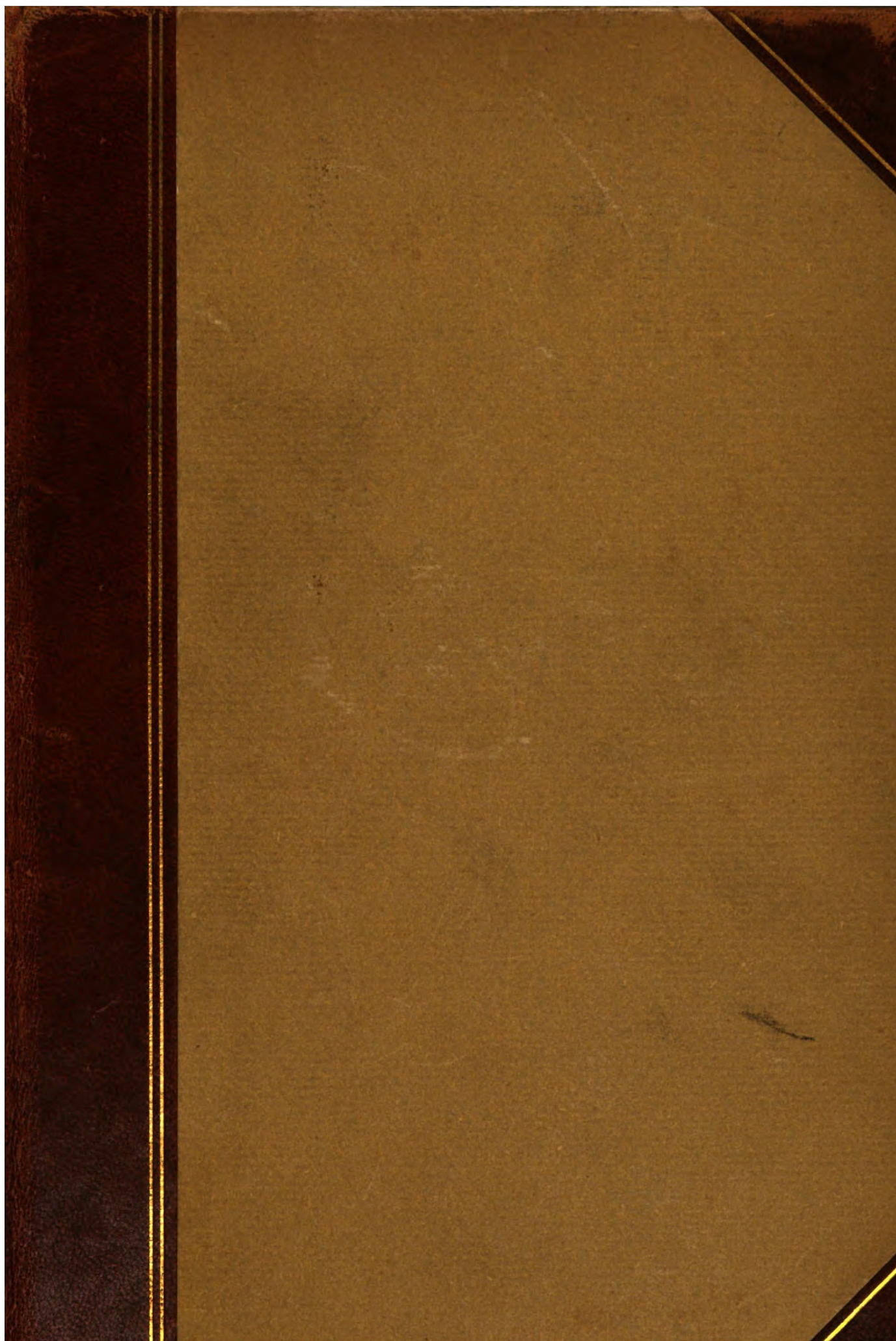
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

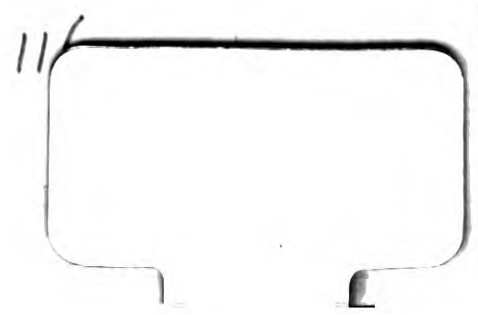


H. G. F.



PRESENTED TO THE LIBRARY
 BY
 PROFESSOR H. G. FIEDLER

Fiedler J



Wilhelm Bode

Neues über Goethes Liebe

Andere Bücher

von Dr. Wilhelm Bode

Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68

- Goethes Liebesleben.** 13.—15. Tausend / Rund 500 Seiten mit zahlreichen Bildertafeln, Kopflesten und Textabbildungen. Geheftet M 26.—, in Pappband M 36.—, in Ganzleinen-Geschenkband M 45.—, auf holzfreiem, weißen Papier in Halblederband M 65.—.
- Charlotte von Stein.** 24.—30. Tausend / 725 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet M 34.—, in Halbleinen M 48.—, in Ganzleinen-Geschenkband . M 56.—.
- Friederike Brion /** 216 Seiten. Geheftet M 11.—, in farbigem Pappband M 19.—.
- Goethes Leben: I. Lehrjahre 1749—1771 /** 471 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet M 11,70, in farbigem Pappband M 16.—.
- Goethes Leben: II. Der erste Ruhm 1771—1774 /** 383 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet M 20.—, in farbigem Pappband M 30.—, in schönem Ganzleinen-Geschenkband M 40.—.
- Goethes Leben im Garten am Stern.** 31.—36. Tausend / 375 Seiten mit vielen Abbildungen. Geheftet M 20.—, in farbigem Pappband M 27,50, in Ganzleinen-Geschenkband mit echtem Gold M 38.—.
- Goethes Lebenskunst.** 21.—25. Tausend / 308 Seiten mit vielen Abbildungen. Geheftet M 8,50, in farbigem Pappband M 17,50.
- Goethes Sohn.** 4.—6. Tausend / 420 Seiten mit 16 Bildnissen. Geheftet M 8,50, in farbigem Pappband M 14.—, in Ganzleinen-Geschenkband M 18.—.
- Karl August von Weimar, Jugendjahre.** 2. Aufl. 382 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet M 7,50, in farbigem Pappband M 20.—.
- Der Weimarische Musenhof.** 20.—25. Tausend. 512 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet M 27.—, in farbigem Pappband M 35.—, in schönem Ganzleinen-Geschenkband mit echtem Gold M 48.—.
- Die Tonkunst in Goethes Leben.** 2 Bände. 3.—4. Tausend / 700 Seiten mit 24 Bildertafeln und zahlreichen Musikstücken. Geheftet M 12.—, in hübschen Pappbänden M 22.—.

Neues über Goethes Liebe

Von
Wilhelm Bode

„Er fühlt sich als ein
höheres Wesen.“



Berlin 1921 / E. S. Mittler & Sohn



Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten
Copyright 1921
by E. S. Mittler & Sohn, Berlin

Vorwort.

Nichts Goethisches ist so viel beredet, so von allen Seiten her beurteilt worden wie seine Beziehungen zum andern Geschlecht. Darf ich es wagen, Neues darüber zu versprechen? Ich werde keine Urkunden vorlegen, die bisher unbekannt waren; ich kann nur auf Äußerungen, die sich längst der Beachtung und Betrachtung darboten, eine bessere Aufmerksamkeit richten. Das eben habe ich getan. Es scheint mir, daß ich mich jetzt mit dem Leben und der Umwelt Goethes mehr beschäftigt habe als irgendein Mensch vor mir. Bei diesem anhaltenden Studium, bei dem immer wieder von anderen Stellen her vorgenommenen Beleuchtungen, konnte es nicht ausbleiben, daß ich viele Dinge anders sah als meine Vorgänger, obwohl ich wahrhaftig nicht zu den geistreichen Schriftstellern gehöre, die sich von vornherein auf das Anderssehen einstellen. Nur die viele aufgewandte Zeit, das zunehmende Alter also, veranlaßt mich und setzt mich in stand, Neues zu sagen. („Die Kinder, sie hören's nicht gerne.“)

Diesmal lag mein Buch ‚Weib und Sittlichkeit in Goethes Leben und Denken‘ zu neuer Durchsicht vor mir: ein großer Teil blieb, wie er war; einige Kapitel aber mußte ich ganz herausnehmen und neu schreiben. Ich

erstaunte über mein eigenes Hinzulernen in wenigen Jahren oder, was Dasselbe sagt, darüber, daß mir bis vor diesen wenigen Jahren die Augen nicht besser geöffnet gewesen waren. Ich sah, daß ich Goethes Verhalten in der Liebe und zur Liebe, zur mehr sinnlichen und mehr seelischen Liebe, ganz neu darstellen mußte.

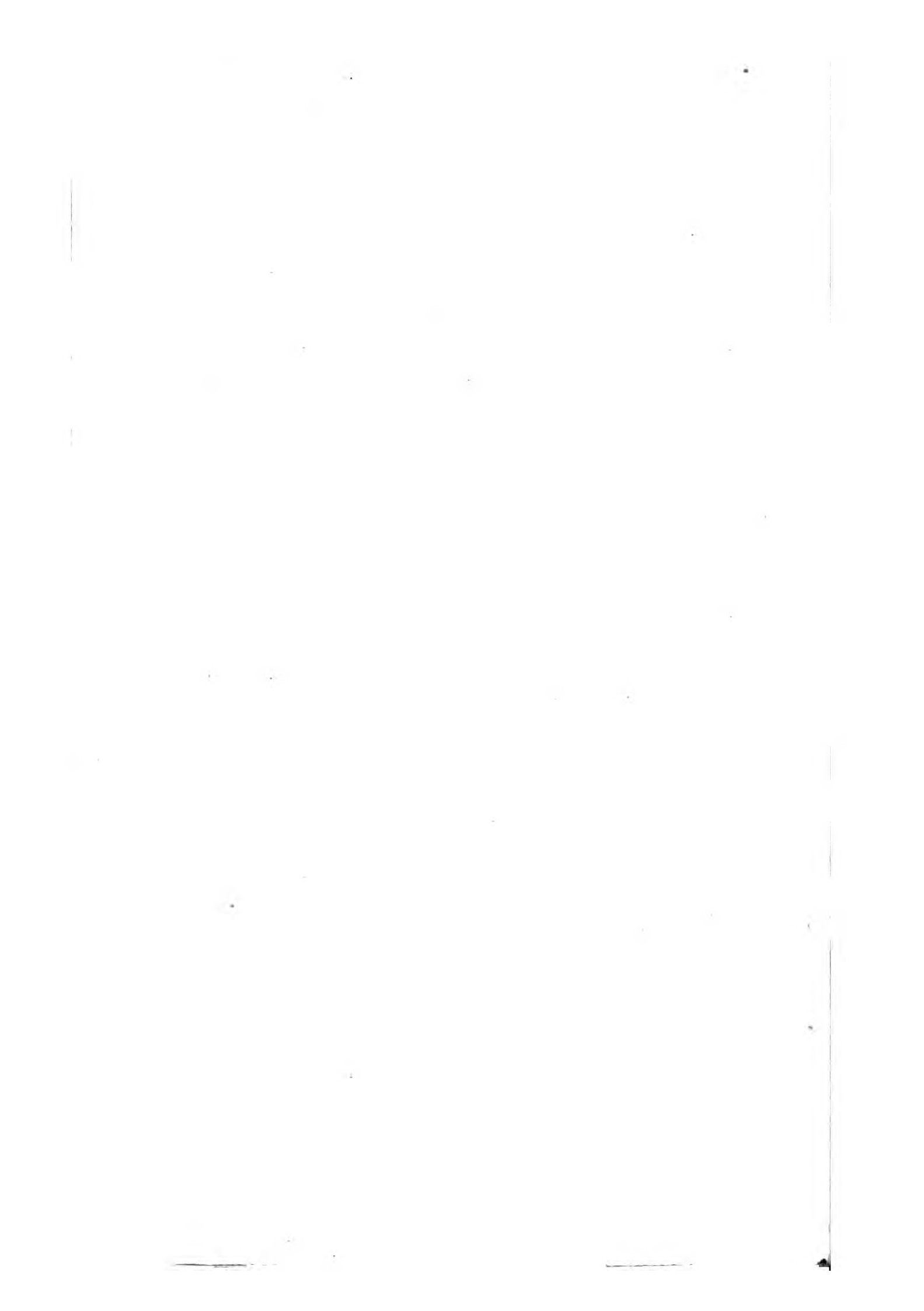
Die Leser werden nun gebeten, mit mir eine Fülle von Goethischen und anderen Berichten und Äußerungen durchzudenken, und ich erwarte, daß auch sie zu einem anderen Ergebnis kommen, als bisher feststand. Im ersten Kapitel, wo vom Geschlechtstrieb die Rede ist, muß ich sie durch ein wüstes Gebiet führen; nachher überwiegt das Seelische um so mehr. Für unreife, unerfahrene Leser eignet sich das Eine so wenig wie das Andere. Immer aber handelt es sich um Dinge, in denen wir uns mit Goethe vergleichen dürfen und die uns deshalb recht nahe angehen.

Weimar, im März 1921.

Dr. Wilhelm Bode.

Inhalt.

	Seite
Der Trieb	I
Das Herz	57
Der Weg zur Heiligkeit	86
Schöne Seelen	123





Erstes Kapitel. Der Trieb.

Der Knabe Goethe wuchs in einem ehrbaren Bürgerhause auf, wo die Kinder sorgsam und vielleicht allzu ängstlich behütet wurden. Sie sahen und hörten nur wohlgesittete Leute in ihrer nächsten Nähe. Mit den Gassenkindern und den untersten Volksschichten kamen sie sehr wenig in Berührung. Wolfgang besuchte keine Schule und hatte nur wenige Spielgefährten. Aber freilich, die Augen und Ohren hielt er offen; seine Vorstellungskraft war sehr stark, und einen starken Hang zum Philosophieren und Moralisieren hatte er von frühester Kindheit an. Sehr aufregend, anregend, belehrend waren die Messzeiten: Zweimal im Jahre verwandelte sich das würdige, alte, philisterhafte Frankfurt in eine Stätte des Trubels, wo ganz andere Regeln galten als zu gewöhnlichen Zeiten. Der sonst so strenge Magistrat suchte „den Fremden während der Messe ihren Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.“ Da konnte ein aufmerksamer Knabe bemerken, daß die Sittengesetze beweglich, anpassungsfähig und wandelbar sind. Er konnte auch gerade in dieser von Patriziern regierten Republik leicht erfahren, daß die Reichen und Mächtigen

sich zu allen Zeiten lachend über Vorschriften hinwegsetzen, die sie doch gegen die Untergebenen mit großer Strenge durchführen. Kurz, der sehr aufgeweckte Knabe lernte, von seiner väterlichen Burg am großen Hirschgraben ausschauend, das Leben, wie es ist, doch recht bald kennen.

Von früh auf war er ein starker Leser, und eine Literatur für Kinder gab es damals noch nicht. Also las er dieselben Dichter und Geschichtschreiber wie die Erwachsenen; vor allem ward er in der Bibel heimisch, also in einer bunten Welt, wo die Verhältnisse zwischen Männern und Weibern oft ohne Hülle deutlich werden.

Sein häufigster Umgang, sein Nächstes war eine Schwester, die nur um ein Jahr jünger war als er, die also mit ihm zusammen die Zeit der unschuldigen Unwissenheit zuerst teilte, dann hinter sich ließ.

Und so wie in den ersten Jahren Spiel und Lernen, Wachstum und Bildung den Geschwistern völlig gemein war, so daß sie sich wohl für Zwillinge halten konnten, so blieb auch unter ihnen diese Gemeinschaft, dieses Vertrauen bei Entwicklung physischer und moralischer Kräfte. Jenes Interesse der Jugend, jenes Erstaunen beim Erwachen sinnlicher Triebe, die sich in geistige Formen, geistiger Bedürfnisse, die sich in sinnliche Gestalten einkleiden, alle Betrachtungen darüber, die uns eher verdüstern als aufklären, wie ein Nebel das Tal, woraus er sich emporheben will, zudeckt und nicht erhellt, manche Irrungen und Verirrungen, die daraus entspringen, teilten und bestanden die Geschwister Hand in Hand und wurden über ihre seltsamen Zustände um desto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtschaft sie, indem sie sich einander mehr nähern, ins Klare treten wollen, nur immer gewaltiger aus einander hielt. (Dichtung und Wahrheit, II, 6.)

Es war ein Glück, daß dem bewußtwerdenden Knaben Goethe das andere Geschlecht zuerst in den Gespielinnen der Schwester entgegentrat, also in halben Kindern, die ihn keineswegs stark erregen konnten, auf die er im Dünkel seines Wissens und seiner Talente herabsah, von denen jedoch bald die Eine, bald die Andere ihm hübscher und liebenswürdiger vorkam. Aber er verkehrte doch auch mit Knaben, die schon aufgeklärter waren als er, und hatte eine Lust daran, seine Vaterstadt, die damals kaum über 30 000 Einwohner zählte, in allen Richtungen zu erforschen. So hörte er auch bald von Huren und Bordellen reden als einem Teil jenes Verbotenen, das sich nicht austrotten läßt und dessen Bekämpfung fast wie eine Unredlichkeit anmutet. Das streng regierte, von lauter kirchlichen Leuten bewohnte Frankfurt hatte doch Schlupfwinkel der Sünde. Als der pfälzische Pastorensohn Laufhard sich mit achtzehn Jahren zum ersten Male auf eine Universität begab, wurde er in Frankfurt ins erste Bordell geführt, das einer Madame Agricola gehörte, und lernte, daß es hier viele solcher Anstalten gebe. Der kundige Riesbeck aber, der lange in Mainz lebte, ließ 1785 drucken, die im Überfluß vorhandenen Freudenmädchen seien in Frankfurt zudringlicher als anderwärts; er hatte wohl die Messezeiten im Auge.

Kein Mannsbild kann hier in der Dämmerung auf einer öffentlichen Promenade spazieren, ohne von ihnen angefallen zu werden. Es sind auch verschiedene, zwar unprivilegierte, öffentliche Benustempel hier, und in einigen benachbarten Dörfern wimmelt es von Kreaturen dieser Art, wie denn das der Stadt zugehörige Dorf Bornheim sich durch diese Art von Kommerz durch ganz Deutschland berühmt gemacht hat.

Wie wirkten solche Belehrungen auf den Knaben Wolfgang? In seinem fünfzehnten Jahre bemühte er sich um Aufnahme in einen Verein, dessen Mitglieder zumeist etwas älter und vornehmer waren als er. Man wollte ihn nicht haben, und gerade der Freund Karl Schweizer, von dem er die Einführung erhoffte, arbeitete heimlich gegen ihn. „Er ist mir schon lange angelegen,“ schrieb er über Goethe an den adligen Vorsitzenden, „allein da es doch mein guter Freund ist, so gab ich ihm seiner Laster wegen abschlägige Antworten.“ Von diesen Lastern ist im weiteren Briefwechsel nicht mehr die Rede; man merkt nur, daß die anderen jungen Herren diesen Knaben für gar zu altflug und naseweis hielten. Wahrscheinlich war ihnen auch die eben erst emporgekommene Familie Goethe nicht vornehm genug.

Daß der Haussohn Wolfgang Goethe in seiner Vaterstadt bis zu seinem sechzehnten Jahre ein schlechtes Frauenzimmer näher kennen gelernt haben sollte, ist höchst unwahrscheinlich. Wenn er 1766, als er sich in Leipzig eben verliebt hatte, gegen seinen Landsmann Moors diese neue Freundin S. (Käthchen Schöntopf) rühmte und dabei erwähnte, sie erwarte keine Geschenke von ihm und er verachte jetzt die Bemühungen, durch die er ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte, so ist es eine große Unfreundlichkeit, diese „Gunstbezeugungen“ als erkauften Geschlechtsverkehr zu deuten; Robert Riemann tut es in seiner Einleitung zu den ‚Mitschuldigen‘ in der ‚Goldenen Klassiker-Bibliothek‘. Wer diese W. war, wissen wir nicht. Vielleicht ein Schauspielerkind. Goethe erzählt in ‚Dichtung und Wahrheit‘, wo von

den französischen Komödianten die Rede ist, von einem Spielgefährten Derones, dessen ältere Schwester ihm für seine kleinen gefälligen Dienste eine tantenhafte Neigung zugewandt habe. In diesen Kreis kann auch die W. gehören; vielleicht war sie ein Mitglied der Kindertruppe Sebastiani, die im Winter 1764/65 in Frankfurt Vorstellungen gab.

*

Leipzig war eine Handels- und Messstadt wie Frankfurt; auch die sittlichen Zustände unterschieden sich nicht wesentlich. Laubhard, der ein Kenner war, wirft dem sächsischen Frauenzimmer Eigennuß und Puffsucht vor. „Für Geld und schönen Puff sind die meisten feil“, während in der Pfalz, in Schwaben und da herum die Grete ihren Hans um feinetwillen liebe und der Meinung sei, ein braver Kerl sei eines guten Mädchens wert. Jedenfalls ging es in Leipzig gewöhnlich und äußerlich sehr gesittet und ehrbar zu; eine ernste Obrigkeit wachte über die Wohlfahrt der Bürger. Bordelle gab es in der Stadt nicht, doch fand man willige Frauenzimmer in gewissen Dörfern und Schenken in Plagwitz, Brandvorwerk, dem Damenberg, den Straßenhäusern usw. In anderen Universitätsstädten war es üblich, daß neu ankommende Fische schon in den ersten Tagen von den älteren Burschen in alle Puffs geführt wurden; aber Leipzig war keine richtige Universitätsstadt, und Goethe wurde nie ein Student im gewöhnlichen Sinne; er blieb allem Treiben, was man studentisch nennt, fern. Vielmehr war er in Leipzig, wie daheim, der Bürgerssohn, der in Bürgerhäusern seine Gesellschaft suchte, männliche und weibliche.

Die wichtigste für ihn ward Käthchen Schönkopf, eine anmutige und anständige Wirtstochter, die ihm zwei Jahre lang das Mäulchen zum Küssen hinhielt, bis sie es für klüger fand, daß diese Küßerei aufhörte; sie stellte sich nun auf einen ernstlicheren Bewerber ein.

Uns sind die Briefe erhalten, die Wolfgang aus Leipzig an seine Schwester sandte. Er zeigt sich darin als ein selbstbewußter, aber völlig unschuldiger Jüngling. Von seinen Mädchen redet er viel, den Frankfurtern wie den Leipzigern: alle diese Zeilen atmen Unverdorbenheit. Nun behaupten jedoch viele Leute, auch sogenannte Forscher, zu wissen, daß der siebzehn- und achtzehnjährige Wolfgang sich in Leipzig mit öffentlichen Dirnen abgegeben habe. Und seltsamer Weise stützt sich dieser Glaube auf einen Satz, den Goethe als alter Mann in seiner halbahren oder vielmehr nur viertelahren Lebensgeschichte selber geschrieben hat (D. u. W. II, 7):

Unglücklicherweise hatte Behrisch, und wir durch ihn, noch einen gewissen andern Hang zu einigen Mädchen, welche besser waren als ihr Ruf, wodurch denn aber unser Ruf nicht gefördert werden konnte; man hatte uns manchmal in ihrem Garten gesehen, und wir lenkten auch wohl unsere Spaziergänge dahin, wenn der junge Graf dabei war.

Es scheint, daß diese Stelle gewöhnlich nur so obenhin gelesen würde. Die Mädchen waren besser als ihr Ruf, also können sie nicht wohl käufliche Dirnen gewesen sein. Behrisch und Goethe besuchten sie nicht heimlich, sondern öffentlich, die Kritik der Bekannten herausfordernd — in einer Stadt von 26 000 Einwohnern waren sie Vielen bekannt. Sie besuchten die

Mädchen „in ihrem Garten“; danach scheinen es die Töchter eines Wirts gewesen zu sein, denn es gab vor den Toren schöne öffentliche Kaffee-Gärten. Und Behrisch nahm auch den jungen Grafen Lindenau mit, als dessen Erzieher er angestellt war. Behrisch war in seine Stelle durch den angesehensten Moralisten im ganzen Reiche, durch Gellert, gekommen, und er ward durch Gellert auch nachher an den Hof zu Dessau empfohlen; ihm ist also keine Schamlosigkeit und keine Korruption seines Zöglings zuzutrauen. Und glaubt man wirklich, daß der sechzigjährige Goethe den deutschen Lesern erzählen wollte, wie er und sein Freund, der verstorbene dessauische Hofrat Behrisch, einst in Leipzig sich mit Dirnen abgaben? In Wahrheit wollte er an jener Stelle nur erwähnen, daß der alte Graf Lindenau mit dem Hofmeister seines Sohnes nicht zufrieden war und nach einem Vorwand suchte, ihn loszuwerden, was aber dem Entlassenen nur zum Vorteil gereichte.

Sein gutes Äußere, seine Kenntnisse und Talente, seine Rechtschaffenheit, an der Niemand etwas auszusetzen wußte, hatten ihm die Neigung und Achtung vorzüglicher Personen erworben, auf deren Empfehlung er zu dem Erbprinzen von Dessau als Erzieher berufen wurde.

Dabei verlor der noch sehr unfertige Goethe allerdings seinen älteren Freund und Mentor als Orts-genossen; er mußte nun brieflich mit ihm plaudern. Seine Briefe an Behrisch sind uns erhalten geblieben, und so wissen wir auch, über welche Mädchen sich die Beiden unterhielten. Es sind Rätchen Schönkopf,

Goethes Geliebte, und Behrischs Freundinnen Auguste und Fritschen. Auguste war eine Predigerstochter von auswärts, die sich bald nachher verheiratete. „Ich liebe sie doch recht sehr“ sagt Goethe (24. Oktober 1767), „ihr dummer Zettel »Verzeihen Sie die Freiheit einer Ihnen gänzlich unbekanntem Person . . .« liegt so gut als eins der besten Bigliettis in meinem Prachtkasten.“ Und über Fritschen (7. November 1767):

Sie ist abscheulich erbar, erbar im eigentlichen Verstande. Kein nackend Hältschen mehr, nicht mehr ohne Schnürbrust, daß es mir ordentlich lächerlich tut. Sie ist manchmal Sonntags allein zu Hause. Vierzehn Tage Vorbereitung, und so ein Sonntag sollte die Erbarkeit von dem Schlosse wegzagen. Wirklich, U. [Uvenarius] hat sie etwas besser gemacht, Das muß ich ihm nachsagen. Könnte ich's aber nur ungestraft tun und stünden im Brühle [wo Schönkopfs wohnten] nicht manche Nägel und Stricke parat, wenn man so was erfähre, so würde ich die Affaire des Teufels übernehmen und das gute Werk zunichte machen. Kennst Du mich in diesem Tone, Behrisch? Es ist der Ton eines siegenden jungen Herrn. Und der Ton und ich zusammen! Es ist komisch. Aber, ohne zu schwören, ich unterstehe mich schon, ein Mädchen zu verf—, wie Teufel soll ich's nennen? Genug, Monsieur, Alles was Sie von dem gelehrigsten und fleißigsten Ihrer Schüler erwarten können. Ich finde bei der Durchlesung den Schluß meines Briefes sehr toll. Ich habe nicht Zeit, noch ein Blatt zu nehmen. Gute Nacht!

Mit dem Gedanken, daß die Mädchen zu verführen sind, spielte der Jüngling auch in seinen damaligen Gedichten gern, aber stets moralisierend, und er entrüstete sich ehrlich, als Behrisch einmal fürchtete, er sei wirklich in einer heißeren Stunde mit Rätchen zu weit gegangen. „Ich fähig einer unsittlichen Liebe? Pfui!“

Er schickte aber auch gerade an Behrisch (im Dezember 1767) ein Gedicht, in dem er gegen die fürstlichen Mätressen im besondern und gegen alle unkeusche Liebe im allgemeinen sich ehrlich entrüstet. Wer keine Ehe schließen kann oder will, soll sich an den Freuden der zärtlichen Freundschaft mit einem guten Mädchen genügen lassen: diese Genüsse, schrittweise und sparsam zugeteilt, sind mannigfaltig und beseligend genug. Bei dem käuflichen Weibe hat der edlere Mann kein Glück zu suchen.

Was ist die Lust, die in den Armen
 Der Buhlerin die Wollust schafft?
 Du wärst ein Vorwurf zum Erbarmen,
 Ein Tor — wärst du nicht lasterhaft.
 Sie küßet dich aus feilem Eribe,
 Und Blut nach Gold füllt ihr Gesicht.
 Unglücklicher! du fühlst nicht Liebe
 Und selbst die Wollust fühlst du nicht!

Auch P. J. Möbius, der sonst kritisch genug ist, glaubte an einen Geschlechtsverkehr des Leipziger Studenten, und zwar scheint er den „Genuß in Jettys Armen“, den Goethe in einem Brief vom 7. November 1767 erwähnt, dafür zu halten. Da Käthchen Schönkopf Goethes Liebe war, so muß diese sonst unbekannte Jetty eine Dirne gewesen sein, schließt Möbius wohl. Er hat nicht bedacht, wie gern junge Menschen mit Namen spielen, am liebsten mit dem Namen der Geliebten, und daß sie auch aus Vorsicht den wirklichen Namen vermeiden. Die Schönkopf hieß mit zweitem Namen Anna; deshalb nannte Goethe sie gern Annette, woraus dann auch Nette und Jetty wurde. (Ebenso nannte zu gleicher

Zeit und am gleichen Orte Goethes Landsmann Horn seine Konstanze Breittkopf nicht nur „Stänzel“, sondern auch Fietchen.) Wer jenen Brief an Behrlich ganz und unbefangen liest, wird nicht zweifeln, daß auch hier Rätchen und ihre unschuldigen Zärtlichkeiten gemeint sind: „Ich habe meine Jetty eine halbe Stunde ruhig, ohne Zeugen, unterhalten, ein Glück, das ich jetzt manchmal genieße, sonst nie genoß.“ Er nennt Das „das größte Glück, das sich ein Mensch von meiner, von unserer Empfindung wünschen kann.“

*

Allerdings: eine Geschlechtskrankheit würde vorhergehenden Geschlechtsverkehr beweisen. Goethe ist im letzten seiner sechs Leipziger Semester, und danach auch noch zu Hause, sehr schwer krank gewesen. Gleichzeitige Zeugnisse über dieses Leiden haben wir nur in den Briefen, die der Student an seine Leipziger Freunde schrieb. Daraus ergibt sich, daß sie ihn für lungenkrank hielten. Bald nach seiner Ankunft in Frankfurt schreibt er nämlich an Professor Deser, nach Ansicht der Frankfurter Ärzte sitze das Übel „nicht sowohl in der Lunge als in denen dazu führenden Teilen.“ Dann der Familie Schönkopf: er befinde sich „so gut als ein Mensch, der in Zweifel steht, ob er die Lungensucht hat oder nicht, sich befinden kann.“ An Friederike Deser: er sei

. . . . halb krank und halb gesund
 Um ganzen Leibe wohl, nur in dem Halße wund,
 Sehr mißvergnügt, daß meine Lunge
 Nicht soviel Atem reicht, als meine Zunge
 Zu manchen Zeiten braucht.

Später heißt es: „Meine Lunge ist so gesund als möglich, aber am Magen sitzt was.“ Bald darauf versetzt er sich in seine letzten Leipziger Wochen zurück und erwähnt dabei, daß er „Blut gespien“ habe und danach wie ein Geist herumgeschlichen sei.

Der halbkrank Heimgekehrte hatte auch im Vaterhause noch zwei schwere Anfälle; lange Wochen war er in Stubenhaft, und auch als die stärkste Gefahr vorüber war, mußte er sich mit der Wahrscheinlichkeit eines baldigen Abscheidens abfinden. Aber sehr bald konnte er doch daran denken, wieder die Universität zu beziehen; Straßburg ward gewählt, wo den Juristen der Lizentiaten- und Dokortitel sehr leicht gemacht wurde. Auch von dort schreibt er wie ein Schonungsbedürftiger. Im Sommer 1771 litt er lange an einer schweren Erkältung; sein Husten wollte auch auf dem Lande nicht weichen. „Ich bin zwar sonst wohl, aber man lebt nur halb, wenn man nicht Atem holen kann.“ Und noch im Oktober 1773 berichtete er einem Bekannten von Leipzig her, seine Gesundheit habe zwar beständig zugenommen, erlaube ihm aber nicht, im bürgerlichen Leben eine Rolle zu spielen, weshalb er um so mehr seinem Triebe zu Wissenschaften und Künsten nachgegeben habe.

Daß seine Gesundheit sich besserte, erklärt sich offenbar daraus, daß er aus eigenem Gefühl oder auf guten Rat so lebte, wie einem der Schwindsucht verdächtigen Lungenkranken am heilsamsten ist, also viel im Freien. Schon in Straßburg, dann in Frankfurt, in Wezlar war er ein großer Wanderer. Als ihn das Schicksal

nach Weimar führte, war er der Vertraute eines jungen Herzogs, dessen Vater mit einundzwanzig Jahren an der Schwindsucht verläßt war; dieser neue Herzog war auch ziemlich schwächlich und kränklich, denn seine Mutter und ihre Ärzte hatten sein Leben gar zu ängstlich behütet. Goethe stimmte eine andere Melodie an, und der junge Fürst wagte mit dem neuen Freunde herzlich gern ein Leben in frischer Luft, bei Wind und Wetter, ein Leben der Abhärtung und körperlichen Übungen und Strapazen. Und Beiden gelang es.

Als Goethe im Alter daran ging, seine Jugendgeschichte zu erzählen, erinnerte sich kaum Jemand mehr seiner schweren Jünglingskrankheit; er hätte sie also nicht zu erwähnen brauchen, wenn irgend ein Bedenken obgewaltet hätte, denn zur Vollständigkeit verpflichtete er sich keineswegs. Aber es gab keinen Grund, sie zu verschweigen. Und so erzählte er zuerst, daß auf seiner Hinreise nach Leipzig in der Gegend von Auerstädt der Wagen festfuhr. In einem solchen, damals gar nicht ungewöhnlichen Falle halfen, wenn keine Bauern in der Nähe waren, die Reisenden ziehen und schieben. Auch der sechzehnjährige Goethe wollte seine Pflicht tun.

Ich ermangelte nicht, mich mit Eifer anzustrengen, und mochte mir dadurch die Bänder der Brust übermäßig ausgedehnt haben; denn ich empfand bald nachher einen Schmerz, der verschwand und wiederkehrte und erst nach vielen Jahren mich völlig verließ.

In Leipzig hatte er dann einmal das Unglück, daß ihm ein Mietgaul durchging; er glaubte am besten zu tun, wenn er absprang; dabei stürzte er gewaltig, zerschlug

sich das Gesicht, so daß seine Freunde sehr erschrafen. Er selber wurde, als diese Wunden heilten, das Gefühl nicht los, daß ihm der Sturz mehr innerlich als äußerlich geschadet habe. „Eine Uhr steht oft nicht gleich stille, wenn wir sie fallen lassen“ meinte er; „nach einem halben Jahre bemerken wir manchmal Unrichtigkeiten, deren Grund wir nicht einzusehen wissen.“

Im Sommer 1768 kam der angehäuften Schaden zum Ausbruch. Goethe berichtet nach seiner Erinnerung und seinem Alters-Urteil das Folgende:

Schon von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht, der sich in dem neuen sitzenden und schleichenden Leben eher verstärkte als verschwächte. Der Schmerz auf der Brust, den ich seit dem Auerstädter Unfall von Zeit zu Zeit empfand und der nach einem Sturz mit dem Pferde merklich gewachsen war, machte mich mißmutig. Durch eine unglückliche Diät verdarb ich mir die Kräfte der Verdauung; das schwere Merseburger Bier verdüsterte mein Gehirn; der Kaffee, der mir eine ganz eigene triste Stimmung gab, besonders mit Milch nach Tische genossen, paralytierte meine Eingeweide und schien ihre Funktionen völlig aufzuheben, so daß ich deshalb große Besorgungen empfand, ohne jedoch den Entschluß zu einer vernünftigeren Lebensart fassen zu können. Meine Natur, von hinlänglichen Kräften der Jugend unterstützt, schwankte zwischen den Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen. Ferner war damals die Epoche des Kaltbadens eingetreten, welches unbedingt empfohlen ward. Man sollte auf hartem Lager schlafen, nur leicht zugedeckt, wodurch denn alle gewohnte Ausdünstung unterdrückt wurde. Diese und andere Vorheiten, in Gefolg von mißverstandenen Anregungen Rousseaus, würden uns, wie man versprach, der Natur näher führen und uns aus dem Verderbnisse der Sitten retten. Alles Obige nun, ohne Unterscheidung, mit unvernünftigem Wechsel angewendet, empfanden Mehrere als das Schädlichste, und ich

verhegte meinen glücklichen Organismus dergestalt, daß die darin enthaltenen besonderen Systeme zuletzt in eine Verschwörung und Revolution ausbrechen mußten, um das Ganze zu retten.

Eines Nachts wachte ich mit einem heftigen Blutsturz auf und hatte noch so viel Kraft und Besinnung, meinen Stubennachbar zu wecken. Dr. Reichel wurde gerufen, der mir aufs freundlichste hilfreich ward; und so schwankte ich mehrere Tage zwischen Leben und Tod. . .

Bald danach erzählte Goethe, daß er schlecht aussehend und wie ein Schiffbrüchiger ins Vaterhaus zurückgekehrt sei. „Da ich mir jedoch nicht sonderlich viel vorzuwerfen hatte, so wußte ich mich ziemlich zu beruhigen.“

Wir, seine nachgeborenen Freunde, könnten uns bei diesen Mitteilungen wohl auch beruhigen und brauchten nicht zu zweifeln, daß seine Lunge beschädigt und zugleich seine Verdauung gestört war. Aber die Forscher entdecken auch gern etwas an Stellen, wo nichts zu entdecken ist. In diesem Falle haben zwei namhafte Gelehrte den Satz verfochten, Goethes Jugendkrankheit sei syphilitischer Natur gewesen: zuerst 1880 der Germanist Erich Schmidt, danach der Mediziner Wilhelm Alexander Freund. (Erich Schmidt: Goethe-Jahrb. I 377; Zschr. für deut. Altert. u. d. Lit. XXV 234. Freund, Münchener Med. Wochenschr. 1898, Nr. 14.) Johannes Höffner hat dann 1914, also erheblich später, in ‚Velhagen und Klafings Monatsheften‘ angedeutet, daß Goethe das syphilitische Blut nicht erst erworben, sondern schon geerbt habe, und seine Gattin, Klara Hofer, hat seine Sätze 1920 in ehelicher Gütergemeinschaft in ihr Buch ‚Goethes Ehe‘ übernommen:

Da ist Etwas gewesen, und zwar etwas Entsetzliches. Man kann es als den Fluch des Genies nehmen oder als etwas Reales, nicht recht Ausdenkbares. Es ist müßig, darüber nachzudenken, was es gewesen sein mag. Aber da ist es gewesen. Es hat dagestanden, finster und hoch und drohend, und hat breite Schatten über ein großes Leben gelegt, Schatten, in denen Hauch des Todes wehte, und die Goethe doch vertraut waren, wie etwas Angestammtes, mit ihm Verwachsenes, das er fast liebte in kranken Stunden. Wir wissen, daß alles Gerede von seiner herrlichen Gesundheit Geschwätz ist. Dasselbe Gift hat in seinem Blute geseffen, das den Vater als Paralytiker sterben ließ, die Schwester aus einer schweren Psychose in die andere stürzte.

Lassen wir diese vagen Andeutungen bei Seite, so bleibt die Frage, wieso die Behauptung, Goethe sei geschlechtskrank gewesen, zuerst entstehen und Gläubige finden konnte. Nun, in zwei Briefen, die Goethe aus der Krankenstube in Frankfurt an Käthchen Schönkopf schrieb, ist von Don Sassafras die Rede, und dieser Name hat bei Erich Schmidt das Unheil angerichtet. Das eine Mal, am 1. November 1768, plaudert Goethe über Liebhaber-Aufführungen bei Schönkopfs und über ihren Direktor, den Vater Schönkopf:

Gedenkt er noch manchmal an seinen ersten Akteur, der doch diese Zeit her in allen Lust- und Trauerspielen die schweren und beschwerlichen Rollen eines Verliebten und Betrübten so gut und so natürlich, als möglich, vorgestellt hat? Hat sich noch Niemand gefunden, der meine Stelle weiter begleiten möchte? Ganz möchte sie wohl nicht wieder besetzt werden! Zum Herzog Michel finden Sie eher zehn Akteurs als zum Don Sassafras einen einzigen. Verstehen Sie mich?

Don Sassafras war also eine Liebhaber-Rolle; nun kann Käthchen sehr wohl geantwortet haben, auch Freund

Horn spiele den Sassafras recht natürlich; dann ist die zweite Stelle in Goethes Brief vom 31. Januar 1769 sofort verständlich. Er spricht da über die bevorstehende Abreise Horns aus Leipzig und bedauert Diefen, denn Horn mußte dort eine ihm noch treue Geliebte verlassen. Dann erzählt er ein Gespräch, das er auf der Post in Raumburg mit einem sächsischen Hauptmann über sein Befinden und darüber hatte, daß ihn kein Mädchen in Leipzig am Armel festgehalten habe, und fährt fort:

Meine Geschichte und die Geschichte meines Freundes Don Sassafras hat mich immer mehr von der Philosophie des Hauptmanns überzeugt. Unglücklicher Horn! Er hat sich immer soviel auf seine Waden eingebildet; jetzt werden sie ihm zum Unglück gereichen. Laßt ihn nur lebendig weg!

Erich Schmidt kannte nun um 1878 kein Theaterstück mit einem „Don Sassafras“, und zufällig spottete ihm gegenüber ein Mediziner über die Philologen, die nach einer solchen Bühnenfigur überhaupt suchten: Mit Sassafras habe man ja im achtzehnten Jahrhundert ein übliches Mittel gegen Geschlechtskrankheiten gemeint. Schmidt nahm diese medizinische Deutung sogleich an; er tat es, obwohl er ungefähr zu gleicher Zeit einen Theaterhelden Don Sassafras (im ‚Menippus‘ von J. B. Andreae) entdeckte. Später fand er sogar, daß Don Sassafras im 18. Jahrhundert „eine sehr bekannte Bühnenfigur“ war; ein aus Italien kommendes Stück, ‚Sassafras und Sassaabarilla‘ wanderte auch in Deutschland herum; es stellte Liebeshändel dar, wobei Diener und Zofe verschmigt helfen und die Alten geprellt werden, ganz wie in vielen italienischen Possen und

Zwischenspielen. In einer dieser Possen nennen sich die Personen nach den Bestandteilen jenes „Decoctums“, das gegen galante Krankheiten gebraucht wurde; Sassafras heißt so nach einem nordamerikanischen lorbeerartigen Holze, das zu mancherlei Heilmitteln diente. Man kann nun ganz nach Belieben annehmen, daß der neunzehnjährige Goethe in einem Briefe an Jungfer Schönkopf und ihre Eltern über eine Rolle in einem Stücke plauderte, das sie gemeinsam eingelernt hatten, oder aber: daß sie auf beiden Seiten das Syphilismittel in seinen Bestandteilen kannten und nun darüber in ihren Briefen Anspielungen machten! Erich Schmidt scheint bis zu seinem Tode an die syphilitische Erkrankung geglaubt zu haben, denn in einer kurzen Biographie, die er der von der Goethe-Gesellschaft herausgegebenen Auswahl, dem sog. Volks-Goethe, voranstellte, erzählt er: „Nicht ohne eigene Schuld kränklich heimgekehrt, verbrachte Goethe anderthalb stille Jahre in Frankfurt.“

Freund kam erst durch Erich Schmidt auf die Syphilisvermutung; er führte nun 1898 als Mediziner aus, daß die von Goethe mitgeteilten Einzelheiten der Leipziger und Frankfurter Krankheit durch diese Annahme am besten zu vereinigen und zu erklären seien. Gegen ihn wandten sich alsbald mehrere namhafte Fachgenossen: Kirstein, B. Fränkel, A. Hansen, P. J. Möbius; und von ihnen vertraten Fränkel und Möbius zugleich die Ansicht, daß es sich in Wahrheit um Tuberkulose gehandelt habe. Fränkel hat in einer besonderen Schrift („Des jungen Goethe schwere Krankheit“, Leipzig 1910) dargelegt, was gegen Syphilis und für Tuberkulose spricht.

fulose spricht, und Möbius, der sich gründlicher als andere Mediziner mit Goethes Gesundheitszuständen befaßt hat, erklärte 1903, daß er je länger je fester diese Jugendkrankheit für tuberkulös halte. Er fügte auch hinzu, daß sie nie völlig ausgeheilt sei; er führt den Blutsturz, den der alte Goethe im November 1830 hatte, auf solche Reste zurück, hielt auch die Krankheit von 1823 für tuberkulöse Pleuritis.

Prof. Freund führt übrigens noch ein paar Belege für seine Vermutung an. Goethe, der nach seinem eigenen Ausdruck als Bildlich-Redender mit Sancho Pansas Sprichwörtern um die Wette lief, nennt sich nach dem Abschiede von Leipzig öfters ein armes Fuchlein, das sich erholen müsse. Als seine erste Liedersammlung gedruckt wurde, in Kompositionen seines Freundes Breitkopf, gab er ihr bereits eine ‚Zueignung‘ mit; sie wendet sich „an die Liebenden.“ Wer nun will, kann aus ihr herauslesen, daß der ungenannte, aber Vielen bekannte Dichter im Druck seine geschlechtliche Erkrankung allgemein bekannt gab. Nämlich so:

Der Dichter blinzelt von ferne zu,
 Jetzt drückt ihm diätetische Ruh
 Den Daumen auf die Augen.
 Halb scheel, halb weise sieht sein Bild
 Ein bißchen naß auf euer Glück
 Und jammert in Sentenzen.
 Hört seine letzten Lehren an!
 Er hat's so gut wie ihr getan
 Und kennt des Glückes Grenzen.
 Ihr seufzt, und singt, und schmelt, und küßt,
 Und jauchzet, ohne daß ihr's wißt,
 Dem Abgrund in der Nähe.

Fleeht Wiese, Bach und Sonnenschein!
 Schlecht, soll's euch wohl im Winter sein,
 Bald zu dem Herd der Ehe!
 Ihr lacht mich aus? Und ruft: „Der Tor!
 Der Fuchs, der seinen Schwanz verlor,
 Verschnitt' jetzt gern uns alle!“
 Doch hier paßt nicht die Fabel ganz:
 Das treue Fuchselein ohne Schwanz,
 Das warnt euch vor der Falle!

Ein Brief, den Goethe im August 1769 an Gottlob Breitkopf schrieb, könnte auch noch angeführt werden. Er lobt darin seine Frankfurter Hausfreundinnen, aber in Leipzig freilich seien die Mädchen viel reizender.

Man mag auch noch so gesund und stark sein, in dem verfluchten Leipzig brennt man weg so geschwind, wie eine schlechte Pechfackel. Nun, nun, das arme Fuchselein wird nach und nach sich erholen. — Nur Eins will ich Dir sagen: hüte Dich ja für [vor] der Lüderlichkeit! Es geht uns Mannsleuten mit unsern Kräften, wie den Mädchen mit der Ehre: einmal zum Henker eine Jungferschaft, fort ist sie! Man kann wohl so was wieder quacksalben, aber es will's ihm all nicht tun.

Auch Das besagt nicht, daß Goethe lüderlich war; er hat sein ganzes Leben, wenn er Jemand warnen oder schelten wollte, das zarte Mittel gebraucht, die getadelte Eigenschaft sich selber beizulegen und zu sagen: „ich muß mich hüten“ oder „wir müssen uns hüten“ (Beispiele in meinem Buche ‚Goethes Lebenskunst‘, 6. Aufl. S. 12, 69—71, 79, 124, 125, 208, 214, 230). Sein ganzes Denken damals wurde, wie seine Briefe beweisen, von seinen Erfahrungen mit Rätchen Schönkopf beherrscht; namentlich verletzte es ihn, den Stolzen, sehr tief, daß dies Mädchen ihn als Liebhaber abgedankt

hatte und, während sie seine Freundin bleiben wollte, einen neuen Bräutigam erwartete. Es scheint, daß die Erregung und der Verdruß darüber zu den Ursachen seiner Krankheit mittelbar gehörten.¹⁾

*

Wir nehmen nach dieser langen, leider nötigen Erörterung den Faden von Goethes Lebenslauf wieder auf.

Straßburg, die dritte Stadt, die er kennen lernte, war seit unvordenklicher Zeit eine Burg an der Straße, d. h. ein großer Truppenplatz, wo die geschlechtliche Lugend schwer gedeiht. Der Magistrat gestattete keine Bordelle, duldete sie aber, um die Bürgerstöchter vor den Soldaten zu schützen. Zu Goethes Zeit war hier viel Unzucht, wie vorher und nachher.

Außer den unzüchtigen Dirnen, welche zu Straßburg in berücktigten Häusern leben, läuft noch eine Menge des Abends auf den Straßen herum, vor welchen man sich aber in Acht nehmen muß. Einmal sind sie meist alle über und über venerisch,

¹⁾ In ‚Dichtung und Wahrheit‘ ist diese Liebesgeschichte sehr mangelhaft erzählt, aber die folgenden Sätze (II, 7; II, 8) beruhen wohl auf guter Erinnerung: „Es gab auch schreckliche Scenen unter uns, bei welchen ich nichts gewann, und nun fühlte ich erst recht, daß ich sie wirklich liebte und daß ich sie nicht entbehren könne. Meine Leidenschaft wuchs und nahm alle Formen an, deren sie unter solchen Umständen fähig ist . . . Allein, es war zu spät! Ich hatte sie wirklich verloren, und die Tollheit, mit der ich meine Fehler an mir selbst rächte, indem ich auf mancherlei unsinnige Weise in meine physische Natur stürmte, um der sittlichen etwas zu leide zu tun, hat sehr viel zu den körperlichen Übeln beigetragen, unter denen ich einige der besten Jahre meines Lebens verlor.“

und dann haben sie die schöne Gewohnheit, die Fäden ihres Galans zu visitieren und mit Dem, was sie finden, fortzulaufen.

So erzählt Lauffhardt. Graf Görz, der als Erzieher der beiden weimarischen Prinzen Karl August und Konstantin diese seine Zöglinge auf ihrer großen Bildungsreise hier auf eine Redoute führte, ergänzt dies Bild:

Die anständigen Frauen gehen nur maskiert hin und tanzen nicht; aber die öffentlichen Dirnen und die Liederlichen, von denen Straßburg überreich ist, sind ohne Maske da. Oft sieht man nur diese Letzteren: es ist ein scheußliches Schauspiel, das einem Menschen von etwas höherer Natur Abscheu vor dem Laster einflößt. So schien es mir auch auf die Prinzen zu wirken.

Von Goethe aber haben wir den Eindruck, als ob er an allem solchen Laster vorüber gegangen sei wie ein Reisender an den Unterhaltungen einer fremden Nation: ihn beschäftigten im Innern ganz andere Dinge. Und wer ihm später etwas anhängen wollte, dichtete für diese Straßburger Zeit nur, daß er eine Pfarrerstochter auf dem Lande unglücklich gemacht habe.

*

Vier Jahre, vom zweiundzwanzigsten bis zum sechsundzwanzigsten, lebte er wieder in Frankfurt, einen Sommer davon in Weglar. Es wurde jetzt über den jungen Mann schon viel geredet, aber kein uns erhaltener Bericht deutet auf geschlechtliche Sünden. Man müßte denn auf das Zeugnis des Herrn v. Stramberg zu Koblenz Wert legen, der 1845 über die Frau Kommerzienrat d'Ester in Ballendar erzählte, die 1815 gestorben ist und die 1772 den jungen Goethe ein paarmal gesehen haben mag. Sie soll, wenn von den Genies gesprochen

und ein gefeierter Name genannt wurde, gebieterisch ausgerufen haben: „Schweig mir von den Sauterlen!“ Stramberg fügte in seiner Zeitschrift, dem ‚Rheinischen Antiquarius‘ hinzu:

Arg war sie freilich verlegt worden durch jenen Mann, der, im Felde der Liebe und der Literatur gleich unwiderstehlich, ihr die Lieblingsjungfer verführte, auch nachmals als ein herz- und ehrloser Filz das betrogene Geschöpf behandelte, sowie sein eigenes Kind, das vielleicht noch in Malmedy oder Verviers als Friseur sein kümmerliches Leben fristet.

Als man in der Koblenzer Gesellschaft von jenem Stramberg Beweise verlangte, mußte er kleinlaut zugeben, daß er dergleichen nicht habe; vielleicht sei dieser Liebeshandel dem berühmten Manne nur angedichtet worden.

*

Als Goethe in Weimar der Gefährte und Vertraute des noch im Studentenalter stehenden und sich erst noch ausstollenden Herzogs Karl August wurde, wußte man bald in ganz Deutschland allerhand Geschichten über diese wilden jungen Leute. Goethe söffe sich in Schnaps zu Tode, hieß es in Berlin; er habe sich auf einer Jagd den Hals gebrochen, wußte man eines Tages in Göttingen und Gießen; anderwärts sagte man, einer der ihm aufsäffigen weimarischen Adligen werde ihn demnächst im Zweikampf beseitigen. In Hamburg ward mit gleichem Recht berichtet, Goethe und der Herzog benützten brüderlich dasselbe Frauenzimmer.

Sicherlich trieben die jungen Männer auf Märkten und Kirnmessen ihren Scherz mit dem Frauenvolk. An

solche Stunden erinnerte sich Goethe, als er am 25. Juli 1814 eine Reise nach dem Westen antrat. In Erfurt war gerade Jahrmarkt:

Sollt' einmal durch Erfurt fahren,
 Das ich sonst so oft durchschritten,
 Und ich schien, nach vielen Jahren,
 Wohl empfangen, wohl gelitten.
 Wenn mich Alten alte Frauen
 Aus der Bude froh begrüßet,
 Glaub' ich Jugendzeit zu schauen,
 Die einander wir versüßet.
 Das war eine Bäckerstochter!
 Eine Schusterin daneben!
 Eule keinesweges Jene,
 Diese wußte wohl zu leben. — — —

Von einer dieser Schönen, die von Markt zu Markt, von Fest zu Fest ziehen, kennen wir den Vornamen Christine und ihre Heimat: Urtern in der goldenen Aue. Vielleicht war es eine der Hartgefottenen, die als Kellnerinnen oder Harfenlottchen bei allen Festen dabei sind oder durch ihr Maulwerk oder ihre Häßlichkeit in weiten Gebieten Ruhm erwarben. „Sie fehlen mir an allen Ecken und Enden“ schrieb Goethe am 16. Juli 1776 an Frau v. Stein, „und wenn Sie nicht bald wieder kommen, mach' ich dumme Streiche. Gestern, auf dem Bogelschießen zu Apolda, hab' ich mich in die Christel von Urtern verliebt usw.“¹⁾

¹⁾ Der Jesuit Baumgartner weiß über die Christel von Urtern genau so viel wie jeder Leser dieser Briefstelle; trotzdem verhöhnt er in seinem großen Werke (I S. 378) den jungen Dichter mit diesem Weibe, und zwar — zur höheren Ehre der Gesell:

Goethe und sein Herzog verbrachten mit andern Freunden einige Jahre hindurch ein paar Sommerwochen im Thüringer Walde, in Ilmenau und Stützerbach. Von dem dortigen „wildem Leben“ redet der Laie gern mit dem Wörtchen „bekanntlich“. In Wahrheit wissen wir recht wenig davon, namentlich nichts über etwaige Weiber-Abenteuer. „Bekanntlich“ hatte Goethe dort einen unehelichen Sohn oder eine Tochter und ebenso Karl August. Ich habe diese Sache in den ‚Stunden mit Goethe‘ IV 275—282 ausführlich behandelt. Es ist möglich oder wahrscheinlich, daß ein im Juni 1779 zu Stützerbach geborener Johann Karl Sebastian Klein auf Karl August zurückgeht; dagegen läßt Nichts auf eine Liebschaft und daraus entsprossene Nachkommenschaft Goethes schließen. Das Gerücht in dortiger Gegend hat eine am 24. März 1778 geborene Veronika Kesselring als seine Tochter und deren Nachkommen, die Bäh hießen, als seine Enkel bezeichnet; die Mutter dieser Veronika war aber bereits 37 Jahre alt, als sie Goethe zum ersten Mal gesehen haben kann, und auch schon seit fünfzehn Jahren mit dem Glasmacher und Gastwirt Kesselring verheiratet. Da ihr fünftes Kind Veronika schon 29 Wochen nach dem Datum geboren wurde, an

schaft Jesu: „Den hohen religiösen Geist des Rittertums hat der Ritter Ignatius von Loyola mit herübergenommen in den von ihm gestifteten Orden. . . Die Erbschaft Don Quijotes aber hat Goethe angetreten, denn die Christel von Artern gleicht der Dulcinea von Toboso wie eine Gans der andern.“ — Wahrscheinlich ist sie dem Pater Baumgartner in einer Vision erschienen.

dem sie frühestens bei Goethe in Ilmenau einen Besuch gemacht haben könnte, so wird kein Verständiger dies Kind dieser Ehefrau auf Goethe zurückführen, zumal da keinerlei Beweis einer Bekanntschaft zwischen Beiden vorliegt.

Daß es bei den Aufenthalten dort oben manchmal studentisch zuging, ist nicht zweifelhaft; die paar Zeugnisse aber, die Goethe und das dortige Weibervolk betreffen, besagen nicht viel. Er berichtete am 6. September 1777 an seine geliebte Frau v. Stein, daß er und die Freunde jetzt nicht mehr oben im Walde, sondern im Schlosse zu Eisenach seien:

Alles ist wohl; nur ich habe mir ein Monster von dicken Backen ganz wider allen Sinn meiner dürren Konstitution geholt. In Stügerbach tanzt' ich mit allen Bauernmädeln im Rebel und trieb eine liederliche Wirtschaft bis nachts Eins, und da kriegt' ich den Anfaß, und [es] wurde vermehrt durch fatales Gestöber auf der Reise.¹⁾

Sodann lesen wir im Tagebuch unter dem 13 April 1778:

Zu Fuße nach Stügerbach. Hirschhörner und Glaser und leichtfertige Mädeln. Nachts regnet' es; wir konnten nicht hinaus.

Wenn man will, kann man einen andern Brief an Frau v. Stein, der am 2. Juli 1781 in Ilmenau geschrieben wurde, auf frühere Sünden mit Frauen deuten.

¹⁾ Die entsprechende Stelle in Goethes Tagebuch lautet unter dem 1. 9. 1776: „Nach Tische mit den Bauernmädeln getanzt. Gläsern sündlich geschunden. Ausgelassen toll bis gegen Eins nachts. Gut geschlafen.“

„Ich sehne mich recht von hier weg“ heißt es da; „die Geister der alten Zeit lassen mir hier keine frohe Stunde. Ich habe keinen Berg besteigen mögen; die unangenehmen Erinnerungen halten Alles besetzt.“ Aber viel wahrscheinlicher beziehen sich diese Andeutungen auf die wilden, zuweilen kindischen, eines Fürsten unwürdigen Streiche des Herzogs, dem man nicht genug entgegen getreten; Goethe war überhaupt in diesen Tagen mißmutig und mit seiner Stellung in Weimar, mit den dortigen Personen unzufrieden.

Ich brachte reines Feuer vom Altar:
 Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme;
 Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr,
 Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.

*

Goethe war sehr viel auf Reisen, bald mit dem jungen Herzog, bald allein. So kam er in fürstlicher Gesellschaft auch in die Hauptstadt des alten Friesen; damals aber war Berlin nicht zum wenigsten seiner Lasterhaftigkeit wegen ein Erstaunen der Fremden. Wollte Jemand die Zeugnisse darüber zusammenstellen, so könnte er sogar die heutigen Berliner mit der Erkenntnis überraschen, daß sie sich gebessert haben. „Eine bescheidene Freiheit wollte der König“, so erzählte der Ritter Zimmermann kurz nach Friedrichs Tode; „die Aufklärer des Glaubens und der Sitten trieben Alles bis zur zügellosesten Frechheit. Die aufgeklärten Männer sträubten sich gegen allen Geisteszwang, die aufgeklärten Weiber gegen allen Zwang ihrer Herzen. Unter den Augen ihrer Gattinnen ließen sich Jene am hellen Morgen ein paar Freudenmädchen

ins Haus holen: ebenso unbefangen, wie sich der Pöbel eine Bouteille Wein oder für einen Groschen Schnupftabak holt. Die Weiber krönten dann ihre Männer nicht etwa aus Lust und Liebe zur Sache, sondern aus lauter Freude und Enthusiasmus über das Licht der allgemeinen berlinischen Aufklärung. Ehescheidungen und Weibertausch wurden ebenso gewöhnlich in Berlin als in den verdorbensten Zeiten des alten Roms.“ Die Voreingenommenheit Zimmermanns gegen die Aufklärung und seine Neigung zum Übertreiben sind bekannt; aber wir lesen auch in Dohms ‚Deutschen Museum‘ szenische Bilder aus dem Berliner Leben, die sicherlich von einem sehr guten Kenner herrühren und einen fürchterlichen Eindruck machen. Und ebenso beschreibt Riesbeck die allgemeine Verdorbenheit um den großen König, der selber das andere Geschlecht nicht beachtete. Jahrzehnte hindurch galt das Bordell der Madame Schubitz für eine Anstalt, die man ebensowohl kennen lernen mußte, wie die königliche Porzellanmanufaktur, das Zeughaus und den Tiergarten. Die Madame Schubitz war nämlich eine berühmte Erzieherin oder Anstandslehrerin; ihre Sklavinnen mußten sich wie Töchter in einem guten Hause benehmen; in der That kamen viele Männer nur hierher, um eine Flasche Wein zu trinken und den Anblick dieser feingebildeten Huren zu genießen. Ob die weimarischen Herren sich dies Vergnügen auch gegönnt haben, ist uns nicht überliefert; jedenfalls läßt sich die Behauptung, Goethe habe auch diese Sehenswürdigkeit kennen gelernt, wenn sie nicht wahr sein sollte, aus den Fingern saugen; es brauchte jedoch die Zeit von 1778 bis 1847, ehe ein

solches Gerücht zutage trat und Heinrich Laube in seinen ‚Reisenovellen‘ das Folgende zusammenfabelte:

Goethe, als er z. B. seinen kurzen Besuch in Berlin abstattete und von den Zirkeln und was ihn sonst fêtierte und in Beschlag nahm, nicht ganz hinreichend gefesselt war, machte er, wie er in Italien getan, seine Abendpromenade. Hier gab es keine Poppäa; aber Madame Schuwiz existierte. Die Berliner, welche Das ausploniert hatten, nahmen's ihm übel; ich weiß nicht, ob die Wahl im einzelnen oder im allgemeinen; er nahm das Spionieren übel; es gefiel ihm nicht in Berlin, und er reiste ab.

Goethe wurde weder in Berlin fêtiert, noch war er schon in Italien gewesen. Wahr aber ist, daß er sich in Berlin nicht gerade unter Freunden fühlte.

*

Als er im Herbst 1786 über die Alpen fuhr, waren die Frauen Italiens nur unter den hundert Dingen, auf die er Obacht haben wollte. Ja, die Schönste, die ihm auf der Straße begegnete, beschäftigte ihn weniger als seine Iphigenie, die er jetzt vollkommen zu bilden suchte, oder das letzte Kunstwerk, das er gesehen. Als er in Vicenza herumging, machte nur ein einziges Frauenzimmer auf ihn den Eindruck der Käuflichkeit. In Venedig ward er erst am dritten Tage von einer Dirne angerebet. Er saß nämlich des Abends, wenn das eigentliche „Leben“ anging, in seinem Gasthose und ruhte sich vom Wandern, Schauen, Denken und Schreiben aus; das Zimmermädchen schüttelte den Kopf über diesen Reisenden, der sich so wenig auf das Vergnügen verstand.

In Rom lernte er in den ersten Monaten außer seiner alten Wirtin und der edlen Angelika Rauffmann

kein weibliches Wesen kennen. Als Karl August sich bei ihm nach den römischen Schönen erkundigte, antwortete Goethe, der nun ein Vierteljahr in Rom herumging:

Die Mädchen oder vielmehr die jungen Frauen, die als Modelle sich bei den Malern einfinden, sind allerliebste mitunter und gefällig, sich beschauen und genießen zu lassen. Es wäre auf diese Weise eine sehr bequeme Lust, wenn die französischen Einflüsse nicht auch dies Paradies unsicher machten.

Bald darauf lernte Goethe Neapel und Sizilien kennen, jene Bezirke, wo die geschlechtlichen Laster noch mannigfaltiger und häufiger waren als im übrigen Europa; er wandelte sicherlich unberührt hindurch. Allerdings hieß ja die Syphilis, deren „französische Einflüsse“ er so sehr fürchtete, auch gerade le mal de Naples; sie ist zuerst unter den Franzosen, die 1493 Neapel belagerten, stark aufgetreten.

Als er wieder nach Rom zurückgekehrt war, scherzte er zu Ende des Jahres 1787 in einem Briefe an den Herzog über dessen Liebchaften und fuhr fort:

Mich hat der süße kleine Gott in einen bösen Weltwinkel relegiert. Die öffentlichen Mädchen der Lust sind unsicher wie überall. Die Zitellen (unverheiratete Mädchen) sind keuscher als irgendwo; sie lassen sich nicht anrühren und fragen gleich, wenn man artig mit ihnen tut: „e che concluderemo?“ Denn entweder man soll sie heiraten oder sie verheiraten, und wenn sie einen Mann haben, dann ist die Messe gesungen. Ja, man kann fast sagen, daß alle verheiratete Weiber Dem zu Gebote stehen, der die Familie erhalten will. Das sind dann alles böse Bedingungen, und zu naschen ist nur bei Denen, die so unsicher sind als öffentliche Kreaturen. Was das Herz betrifft, so gehört es gar nicht in die Terminologie der hiesigen Liebeskanzlei.

Als der Herzog diesen Brief erhielt, ließ er sich in Mainz bei Geheimrat Hoffmann, einem berühmten Arzte, gerade eine Geschlechtskrankheit wegfurieren, die er sich in Holland geholt hatte. Er fürchtete sich in Jagd und Kriegen ja nie vor Gefahren, und so hielt er es für Recht, daß man auch bei den Liebesabenteuern etwas wagen müsse. In diesem Sinne scheint er am 22. Januar 1788 seinem vorsichtigeren Freunde geschrieben zu haben: man müsse nicht zu ängstlich sein; es gebe ja Arzneien für das gefürchtete Übel. Und Goethe antwortete ihm:

Ich werde nicht verfehlen, mit dem geheimnisvollen Sigillo [Merkur, Wage, Widder, Löwe, Skorpion]¹⁾ den bösen Geistern zu truken. Sie schreiben so überzeugend, daß man ein cervello tosto sein müßte, um nicht in den süßen Blumen- garten gelockt zu werden. Es scheint, daß Ihre gute Gedanken unter'm 22. Januar unmittelbar nach Rom gewürkt haben, denn ich könnte schon von einigen anmutigen Spaziergängen erzählen. Soviel ist gewiß und haben Sie als ein Doctor longe experimentissimus vollkommen recht, daß eine dergleichen mäßige Bewegung das Gemüt erfrischt und den Körper in ein köstliches Gleichgewicht bringt, wie ich Solches in meinem Leben mehr als einmal erfahren, dagegen auch die Unbequemlichkeit gespürt habe, wenn ich mich von dem breiten Wege auf dem engen Pfad der Enthaltbarkeit und Sicherheit einleiten wollte.

Hier haben wir das erste wirkliche Zeugnis für einen Geschlechtsverkehr Goethes. Zwar heißt es darin, daß er den Nutzen der körperlichen Entladung schon vorher „mehr als einmal“ erfahren; aber es ist höchst sonderbar,

¹⁾ Im Briefe stehen statt der Worte die Zeichen. Auf Merkur kommt es an: Quecksilber.

daß er gegen einen so vertrauten und so offenherzigen Freund, wie Karl August, überhaupt ausspricht, daß ihm das Weib nichts Unbekanntes sei.

*

Goethe nennt seine römische Geliebte „Faustine“. Nach Carlettas Ermittlungen ist eine wirkliche Faustina gemeint, die dritte Tochter des Wirts Agostino di Giovanni; sie ist 1764 geboren, verheiratete sich 1784 und ward noch in demselben Jahre Witwe; aus ihrer kurzen Ehe hatte sie einen kleinen Knaben. Man kann die Vorgänge zwischen Goethe und diesem jungen Weibe ziemlich gut aus seinen Versen erkennen:

(I)

O wer flüstert mir zu, an welchem Fenster erblick' ich
Einst das holde Geschöpf, das mich versengend erquickt?

(XV)

Und noch schöner von heut' an seid mir gegrüßet, ihr Schenken,
Ostern, wie euch schicklich der Römer benennt;
Denn ihr zeigtet mir heute die Liebste, begleitet vom Dheim,
Den die Gute so oft, mich zu besitzen, betrügt.
Hier stand unser Tisch, den Deutsche vertraulich umgaben;
Drüben suchte das Kind neben der Mutter den Platz;
Rückte vielmals die Bank und wußt' es artig zu machen,
Daß ich halb ihr Gesicht, völlig den Nacken gewann.
Lauter sprach sie, als hier die Römerin pfeget, kredenzte,
Blicke gewendet nach mir, goß und verfehlte das Glas.
Wein floß über den Tisch, und sie, mit zierlichem Finger,
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreise der Feuchtigkeit hin.
Meinen Namen verschlang sie dem ihrigen; immer begierig
Schaut' ich dem Fingerchen nach, und sie bemerkte mich wohl;
Endlich zog sie behende das Zeichen der römischen Fünfe
Und ein Strichlein davor. Schnell, und sobald ich's gesehn,

Schlang sie Kreise durch Kreise, die Lettern und Ziffern zu löschen;
 Aber die köstliche Bier blieb mir ins Auge geprägt.
 Stumm war ich sitzen geblieben, und biß die glühende Lippe,
 Halb aus Schalkheit und Lust, halb aus Begierde mir wund.
 Erst noch so lange bis Nacht! dann noch vier Stunden zu warten!¹⁾

(Nachlaß)

Mehr als ich ahndete schön, das Glück, es ist mir geworden,
 Amor führte mich klug allen Palästen vorbei.
 Ihm ist es lange bekannt; auch hab' ich es selbst wohl erfahren,
 Was ein goldnes Gemach hinter Tapeten verbirgt.
 Nennet ihn blind und Knaben und ungezogen! Ich kenne,
 Kluger Amor, dich wohl, nimmer bestechlicher Gott!
 Uns verführten sie nicht, die majestätischen Fassaden,
 Nicht der galante Balkon, weder das ernste Cortil.
 Eilig ging es vorbei, und niedere, zierliche Pforte
 Nahm den Führer zugleich, nahm den Verlangenden auf.
 Alles verschafft er mir da, hilft Alles und Alles erhalten,
 Streuet jeglichen Tag frischere Rosen mir auf.
 Hab' ich den Himmel nicht hier? Was gibst du, schöne Borghese,
 Nipotina, was gibst deinen Geliebten du mehr?
 Tafel, Gesellschaft und Cors' und Spiel und Oper und Bälle:
 Amorn rauben sie nur oft die gelegenste Zeit.

(III)

Laß dich, Geliebte, nicht reu'n, daß du mir so schnell dich ergeben!
 Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.

(II)

Sie ergötzt sich an ihm, dem freien, rüstigen Fremden,
 Der von Bergen und Schnee, hölzernen Häusern erzählt;

¹⁾ Bis halb Zehn abends nach unserer Zeit, denn die „Nacht“ beginnt Anfang Februar um 5¹/₂ Uhr. (Vgl. Italienische Reise unter dem 17. Sept. 1786.)

Leilt die Flammen, die sie in seinem Busen entzündet,
 Freut sich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenk't.
 Besser ist ihr Tisch nun bestellt; es fehlet an Kleidern,
 Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper sie bringt.
 Mutter und Tochter erfreu'n sich ihres nordischen Gastes,
 Und der Barbare beherrscht römischen Busen und Leib.

(VI)

(Als man ihm zugetragen, Faustina empfangen einen Geistlichen,
 und er ihr darüber Vorwürfe gemacht hatte, erwiderte sie:)
 „Kannst du, o Grausamer! mich in solchen Worten betrüben?
 Reden so bitter und hart liebende Männer bei euch?
 Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
 Etwa nicht schuldig? Doch, ach! schuldig nur bin ich mit dir!
 Diese Kleider, sie sind der neidischen Nachbarin Zeugen,
 Daß die Witwe nicht mehr einsam den Gatten beweint.
 Bist du ohne Bedacht nicht oft bei Mondschein gekommen,
 Grau, im dunkeln Surtout, hinten gerundet das Haar?
 Hast du dir scherzend nicht selbst die geistliche Maske gewählt?
 Soll's ein Prälate denn sein, gut, der Prälate bist du.
 In dem geistlichen Rom, kaum scheint es zu glauben, doch schwör' ich:
 Nie hat ein Geistlicher sich meiner Umarmung gefreut.
 Arm war ich leider! und jung und wohlbekannt den Verführern.
 Falconeri hat mir oft in die Augen gegafft,
 Und ein Kuppler Albanis mich mit gewichtigen Zetteln
 Bald nach Ostia, bald nach den Vier Brunnen gelockt.
 Aber wer nicht kam, war das Mädchen. So hab' ich von Herzen
 Rotstrumpf immer gehaßt und Violettstrumpf dazu.
 Denn „ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrogenen“
 Sagte der Vater, wenn auch leichter die Mutter es nahm.
 Und so bin ich denn auch am Ende betrogen! Du zürnest
 Nur zum Scheine mit mir, weil du zu fliehen gedenkst.
 Geh! Ihr seid der Frauen nicht wert! Wir tragen die Kinder
 Unter dem Herzen, und so tragen die Treue wir auch;
 Aber ihr Männer, ihr schüttet mit eurer Kraft und Begierde
 Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!“
 Bode, Neues über Goethes Liebe.

Also sprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
 Drückt' ihn küssend ans Herz, Thränen entquollen dem Blick.
 Und wie saß ich beschämt, daß Reden feindlicher Menschen
 Dieses liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!

*

Da, wie gesagt, diese Verse und der Brief an Karl August die ersten wirklichen Zeugnisse für einen geschlechtlichen Umgang Goethes sind, so läßt sich die Folgerung nicht umgehen, daß Goethe bis in sein neununddreißigstes Jahr entweder völlig oder doch in ganz ungewöhnlichem Maße enthaltsam war. Als Frau v. Stein ein Jahr später, in Weimar, dahinter kam, daß er sich ein Schätzchen hielt, verdachte sie es ihm sehr; Karoline Herder faßt das Urteil der Stein in diese Worte: „Da er ein so vorzüglicher Mensch ist, auch schon vierzig Jahre alt ist, so sollte er Nichts tun, wodurch er sich zu den Andern herabwürdigt.“ Also war er bisher nicht gewesen wie die Andern.

Die nächste Erklärung dieser immerhin unnatürlichen Lebensweise wäre sein Ledigbleiben — aber auch Das müßte dann wieder erklärt werden.

Einen starken Grund, weshalb er den Genuß vermied, den doch auch der Junggeselle oft und recht bequem haben konnte, kennen wir schon: Goethe hatte eine große Furcht vor der Blutverseuchung durch Geschlechtskrankheiten. Diese Übel waren unter seinen Zeitgenossen sehr verbreitet, zuweilen sogar in den Dörfern, und selbst bei den Sennerinnen der Alpen, wo es „keine Sünde“ gibt, konnte man leicht dazu kommen. Riesbeck schreibt 1784, die Lustseuche mache Paris, London, Wien, Madrid,

Lissabon und andere Städte zu bloßen Spitälern und habe in ganzen Distrikten von Frankreich und Spanien die Lebensquelle verpestet. Viel besser stand es in Deutschland auch nicht; Männer und Weiber redeten leichtfertig über „galante“ Krankheiten, und es scheint, daß man bei der allgemeinen Nachäffung französischer Sitten auch diese „französischen Einflüsse“ leicht genommen habe. Der Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig, ein Vorfahr fast aller jetzigen Herrscher, hatte keine Nase mehr, als ihn die Markgräfin von Bayreuth, Friedrichs des Großen Schwester, zuerst sah, und „mein Bruder Friedrich“, so erzählt sie, „sagte im Scherz, er hätte sie in einer Schlacht gegen die Franzosen verloren.“ In Goethes ‚Wilhelm Meister‘ tritt ein sehr sympathischer Schauspieler, Laertes, auf; er hatte als achtzehnjähriger junger Mensch sich in eine vierzehnjährige Kollegin verliebt und sie auf der Stelle geheiratet; am andern Morgen schon war er Hahnrei und Patient zugleich, auch schon Witwer, denn die Schöne entfloh zu neuen Eroberungen. „Sein Unglück habe ihn zu dem schlechtesten Feldscher von der Welt geführt“ erzählt Philine weiter, „und der Arme sei leider mit schwarzen Zähnen und triefenden Augen aus diesem Abenteuer geschieden.“ Das wird so alles im leichtesten Tone behandelt.

In Rom beschäftigten sich Goethes Gedanken mehr als sonst mit dieser Gefahr, denn hier, bei seinem zweiten Aufenthalte, plagte ihn das Verlangen nach dem andern Geschlechte. Der Dienst, für den die vornehmen Frauen ihre Gunst gewähren — so führt er einmal aus —

kostet unsagbar viel Zeit; die Kurtisanen der niederen Klasse dagegen sind zwar bequem, aber gefährlich. Unter seinen Bekannten wagten es Manche daraufhin, z. B. ein Sohn des großen holländischen Naturforschers Petrus Camper. „Armer Camper“, heißt es deshalb in einem Goetheschen Epigramme, „du hast ihn gebüßt“, nämlich den Wagemut, „denn acht Tage danach lagst du und schlucktest Merkur.“

Die Gedanken an diese höchst prosaische Gefahr flossen auch in andere Römische Gedichte hinein:

Aber ganz abscheulich ist's, auf dem Wege der Liebe
 Schlangen zu fürchten und Gift unter den Rosen der Lust,
 Wenn im schönsten Moment der hin sich gebenden Freude
 Deinem sinkenden Haupt lispelnde Sorge sich naht.
 Darum macht Faustine mein Glück; sie theilt das Lager
 Gerne mit mir und bewahrt Treue dem Treuen genau.
 Reizendes Hindernis will die rasche Jugend; ich liebe,
 Mich des versicherten Guts lange bequem zu erfreun.
 Welche Seligkeit ist's! wir wechseln sichere Küsse,
 Atem und Leben getrost saugen und stoßen wir ein.
 So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauschen,
 Busen an Busen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß,
 Und so dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden
 Neue Blumen herbei, schmücken uns festlich den Tag.

Auch in einer andern Elegie, die er vom Druck ausfonderte, auch nicht ganz vollendete, ist von diesem Fluche der neueren Welt die Rede. Er denkt an die Schlangen und Drachen des Altertums:

Ihr zerstöret nicht mehr mit feurigem Atem und Geifer
 Herde, Wiesen und Wald, goldene Saaten nicht mehr.
 Doch, welch ein feindlicher Gott hat uns im Zorne die neue
 Ungeheure Geburt giftigen Schlammes gesandt?

Überall schleicht er sich ein und in den lieblichsten Gärtchen
 Lauert tückisch der Wurm, packt den Genießenden an.
 Sei mir, hesperischer Drache, gegrüßt! Du, du zeigtest dich mutig,
 Du verteidigtest kühn goldener Apfel Besitz!
 Aber Dieser verteidiget nichts — und wo er sich findet,
 Sind die Gärten, die Frucht keiner Verteidigung wert.
 Heimlich krümmet er sich im Busche, besudelt die Quellen,
 Geifert, wandelt in Gift Amors belebenden Tau —
 O, wie glücklich warst du, Lutrez, du konntest der Liebe
 Ganz entsagen und dich jeglichem Körper vertraun.
 Selig warst du, Properz! — — — — —

Und wenn Cynthia dich aus jenen Umarmungen schreckte,
 Untreu fand sie dich zwar; aber sie fand dich gesund.
 Jetzt, wer hütet sich nicht, langweilige Treue zu brechen!
 Wen die Liebe nicht hält, hält die Besorglichkeit auf . . .
 O der goldenen Zeit, da Jupiter noch vom Olympus
 Sich zu Semele bald, bald zu Kallisto begab!

Zwar ein Heilmittel ist gegen die Krankheit ge-
 funden: Quecksilber (Merkur, Hermes); man muß für
 diesen Trost dankbar sein:

Doch wir sind nicht ganz wie alte Heiden verlassen,
 Immer schwebet ein Gott über der Erde noch hin,
 Eilig und geschäftig. Ihr kennt ihn alle: verehrt ihn,
 Ihn, den Boten des Zeus, Hermes, den heilenden Gott!
 Fielen des Vaters Tempel zu Grund, bezeichnen die Säulen
 Paarweis kaum noch den Platz alter verehrender Pracht,
 Wird des Sohnes Tempel doch stehn, und ewige Zeiten
 Wechselt der Bittende stets dort mit dem Dankenden ab.

Aber die Furcht vor dem schlimmen, etelhaften
 Übel bleibt doch bestehen.

Eins nur fleh' ich im Stillen; an euch, ihr Grazien, wend' ich
 Dieses heiße Gebet tief aus dem Busen herauf!

Schüzet mir mein kleines, mein artiges Gärtchen, entfernt
 Jegliches Übel von mir! Reichet mir Amor die Hand,
 O so gebet mir stets, sobald ich dem Schelmen vertraue,
 Ohne Sorgen und Furcht, ohne Gefahr den Genuß!

*

Goethes Vorsicht war gewiß lobenswert, aber da er der Gefahr nicht mehr ausgesetzt war als andere Männer auch, so muß er ängstlicher und bedenklicher als sie gewesen sein, oder aber seine Begierde war nur schwach und deshalb leicht zu unterdrücken. Ein starker Trieb läßt alle Scheidewände durchbrechen, alle Befürchtungen beiseite schieben, alle Hindernisse überwinden. Goethe hätte aber auch längst ohne Angst für sein Blut die Natur gewähren lassen können. Mit vierzig Jahren hielt er sich ein eigenes Schätzchen; Das wäre zehn und fünfzehn Jahre früher auch schon möglich gewesen.

Wir können höchst selten über die Stärke von Trieben, Appetiten, Versuchungen und der etwa dagegen angewandten sittlichen Anstrengungen urteilen; aber gerade bei Goethe läßt sich zufällig die Stärke oder Schwäche seines Geschlechtstriebes feststellen. Denn wir wissen, daß er vom Juli 1788 an eine ihm angenehme Lagergenossin in Weimar stets zur Verfügung hatte; aber schon in den ersten Monaten ging Goethe oft und auf längere Zeit nach Jena; ja, gerade jetzt wurde das in den früheren Jahren von ihm vernachlässigte Gelehrtenstädtchen sein zweiter Wohnort. Einen ziemlichen Teil des Jahres hielt er sich von nun an dort auf, und nur selten, viel seltener, als sie beehrte, erbat oder erlaubte er Christianens Besuch. Wir besitzen jetzt in Gräfs Ausgabe zwei starke

Bände der zwischen Beiden gewechselten Briefe; Goethe schreibt immer gütig und zärtlich, aber zumeist wie ein Vater, der seinem lustigen Töchterchen ihr Vergnügen gönnt, für seine Person jedoch außer Spiel zu bleiben wünscht, denn für ihn ist seine Arbeit die Hauptsache der Hauptsachen. Nur alle drei oder vier Wochen einmal hat er wohl auch das Bedürfnis, sein Christelchen an sich zu drücken. Goethe war 1790 sieben Monate von Weimar fort, 1792 vier, 1793 vier und fast alle folgenden Jahre drei bis sechs Monate. Als er die sommerlichen Badeskuren wieder aufnahm, blieb Christiane zu Hause oder sie wurde in ein anderes Bad geschickt. Zwanzig Jahre war sie mit ihm verbunden, als sie an ihren Sohn schrieb, sie und sein Vater freuten sich darauf, diesen Sommer endlich einmal beisammen zu bleiben, denn er gehe nicht nach Karlsbad und sie nicht nach Lauchstädt; aber auch diesen Sommer, 1809, sahen sie sich nur ab und zu, da Goethe bis zum 7. Oktober in Jena blieb. Kurz, Goethe war so wenig wie möglich verheiratet. Ein Mann von starker oder auch nur mittlerer Geschlechtlichkeit hätte sich anders eingerichtet.

*

Wir suchten nach einer Erklärung für Goethes völlige oder fast-völlige Enthaltung vor der Christianen-Zeit.

Ein Freund von mir, der in ärztlicher Dentweise geschult ist, Dr. Werner Meyer in Weimar, versichert mündlich gegen mich den Satz, daß Goethe an psychischer Impotenz gelitten habe, von der ihn zuerst die Römerin Faustina, auf die Dauer dann Christiane Vulpius befreit habe. Diese Annahme erklärt er für nötig, damit wir

erstens Goethes Verhalten gegen geliebte Mädchen verstehen, besonders seine Flucht vor Lilli, zweitens seine vieljährige Liebe zu der verheirateten Frau v. Stein, drittens seine Keuschheit in den besten Mannesjahren, viertens endlich sein Glück durch Christiane, die doch im Ubrigen nicht so beschaffen war, daß sie einen Mann von Goethes Rang hätte gewinnen, geschweige denn auf die Dauer festhalten können.

Besser, als hier geschehen, wird Dr. Meyer seine Auffassung hoffentlich bald in einer Druckschrift begründen. Zunächst wirkt sie auf uns erschreckend und abstoßend. Wer möchte sich einen geliebten und verehrten Mann, einen Vorzüglichsten der ganzen Menschheit, in einer kläglichen Schwäche gegenüber einem Weibe vorstellen! Aber wir müssen zugeben: Jeder, der einen Unterleib besitzt, ist tragikomischen Situationen ausgesetzt; unser Leben hat damit begonnen und kann damit endigen. Wenn es wahr ist, daß der alte Dichter 1823 in allerschwerster Krankheit im letzten Augenblicke durch ein Klystier vom Tode gerettet wurde, wie man im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft (V. 247) nachlesen möge, so kann er auch in seinen minder ehrwürdigen Jahren jene menschliche Fatalität, die nur dem sogenannten starken Geschlechte zustoßen kann, einige Male erduldet haben. In schlechte Gesellschaft würde er dadurch nicht gestellt werden. Im Gegenteil: je roher ein Kerl ist, um so leichter ist er imstande, über Weiber von allerlei Klassen, Farben, Altersgraden, äußeren und inneren Beschaffenheiten herzufallen; wenn wir von Jemand sagen, er sei zu Allem fähig, so ist es nicht als Lob gemeint.

Vergeistigung und Veredlung schränken unsere Handlungen überhaupt und die Möglichkeiten der Paarung im besondern gewaltig ein. Es ist Tatsache, daß von den höchsten Denkern, Dichtern und Gelehrten, die wir kennen, Viele sich des Weibes in langen Zeiträumen oder ihr ganzes Leben enthalten haben — von den katholischen Geweihten ganz abgesehen. Will man die Enthaltensamkeit dieser „geistlichen“ Menschen aber eine freiwillige nennen, was ist denn ein Nichtwollen Anderes als ein seelisches Nichtkönnen? Die psychische Impotenz ist eine Lähmung des Leiblichen von der Seele aus. Allerdings reden wir von solcher Unfähigkeit nur da, wo der Mann etwas leisten will, was er nicht fertigbringt, so daß er sich selber schwach und lächerlich erscheint; seelischen Ursprungs aber ist Beides, sein Nichtkönnen so gut wie sein Wollen. Der Mensch ist eben keine einfache, mit sich selber einträchtige Ideal-Monarchie, wo immer geschieht, was der Mann auf dem Throne befehlt; er ist eine Republik, und da zerren die Pferde manchmal hinten und vorn am Wagen. Es ist ganz tödlich, eine solche Lähmung, eine solche Unfähigkeit zur Ausführung eines Vorsatzes als etwas Schändliches oder Lächerliches zu empfinden; jedenfalls ist sie der Tugend sehr nahe verwandt. Das lehrt uns ja auch Goethe selber in seinem Gedichte von 1810, das er ‚Das Tagebuch‘ überschrieben hat und worin er kein Bedenken trägt, ein Impotenz-Abenteuer in der Ichform zu erzählen, so daß denn auch fast alle Leser es wirklich auf ihn bezogen haben: sicherlich mit Unrecht, denn er hat hier nur eine alte Fabel nach italienischem Vorbild neu erzählt.

Werner Meyers Satz setzt voraus, daß Goethe den Wunsch zur geschlechtlichen Betätigung hatte. Seine langjährige Enthalttsamkeit könnte aber auch darauf beruhen, daß er diesen Wunsch nicht hatte, sondern das gegenteilige Streben in sich fühlte, von der Entwürdigung der Begattungshandlung frei zu bleiben. Davon soll in einem andern Kapitel ausführlich die Rede sein.

Un dieser Stelle wollen wir über Goethes Verhalten zur niederen Liebe vollständig handeln und seinen Lebensgang noch ein wenig verfolgen. Durch die Gewöhnung an Christiane (und vorher an Faustina) brauchte er ja nicht von andern Frauenzimmern abgeschlossen werden; im Gegenteil konnte seine Scheu vor einem ähnlichen Abenteuer jetzt geringer sein. Und da er von seiner Christel oft viele Wochen entfernt war, so kam zuweilen ein anderes Schäschen in Frage.

Eine nicht geringe Versuchung war für ihn die Langeweile, der er sich im Frühjahr 1790 in Venedig ausgesetzt sah. Dorthin war er auf Wunsch seines Fürsten ein zweites Mal gefahren, um dessen aus Neapel und Rom heimkehrende Mutter zu erwarten und vollends heimzubegleiten. Diese Dame blieb über Erwarten lange aus. Es waren, da auch das Wetter ungewöhnlich schlecht war, recht verdrießliche Wochen; er sehnte sich oft nach seinem Liebchen daheim; er hatte auch Augen für die Dirnen der Stadt — und wie er jetzt Allem, was ihm in den Sinn kam, Verse abzugewinnen suchte: dem Streite um das christliche Dogma, der Revolution in Frankreich, dem Regen, den Straßen-Akrobaten und der Langeweile sogar, so verwandelte er auch seine Be-

rührungen mit diesen Straßenmädchen, die sich nach Landesitte zu mehr als einem schmutzigen Dienste anboten, in Dittichen. „Lacerten“, Eidechsen, nannte er sie, um dem rohen Namen zu entgehen.

Wer Lacerten gesehn, Der kann sich die zierlichen Mädchen
Denken, die über den Platz fahren dahin und daher.
Schnell und beweglich sind sie und gleiten, stehen und schwagen,
Und es rauscht das Gewand hinter der Eilenden drein.
Sieh, hier ist sie! Und hier! Verlierst du sie einmal, so suchst du
Sie vergebens; so bald kommt sie nicht wieder hervor.
Wenn du aber die Winkel nicht scheust, nicht Gäßchen und
Treppchen,
Folg' ihr, wie sie dich lockt, in die Spelunte hinein!

Was Spelunte nun sei, verlangt ihr zu wissen? Da wird ja
Fast zum Lexikon dies epigrammatische Buch!
Dunkle Häuser sind's in engen Gäßchen; zum Kaffee
Führt dich die Schöne, und sie zeigt sich geschäftig, nicht du.

Zwei der feinsten Lacerten, sie hielten sich immer zusammen,
Eine beinahe zu groß, eine beinahe zu klein.
Siehst du beide zusammen, so wird die Wahl dir unmöglich;
Jede besonders, sie schien einzig die schönste zu sein.

„Seid Ihr ein Fremder, mein Herr? Bewohnt Ihr Venedig?“
so fragten

Zwei Lacerten, die mich in die Spelunte gelockt —
„Kartet!“ — „Ihr seid ein Franzos! ein Napolitaner“ — Sie
schwagten

Hin und wieder, die Zwei, schlürften den Kaffee hinein.
„Lun wir etwas!“ so sagte die Schönste, sie hatte getrunken,
Und ich fühlte sogleich ihre geschäftige Hand.

Sacht ergriff ich und hielte sie fest; da streckte die zweite
Zierliche Fingerchen aus, und ich verwehrt es auch ihr.
„Ach, es ist ein Fremder!“ so riefen sie beide; sie scherzten,
Baten Geschenke sich aus, die ich doch sparsam verlieh.



Drauf bezeichneten sie mir ihre entferntere Wohnung
 Und zu dem wärmeren Spiel spätere Stunden der Nacht.
 Kannten mich diese Geschöpfe sogleich, den Fremden, am Weigern,
 O so wißt ihr, warum blaß der Venetier schleicht!

„Kaffee wollen wir trinken, mein Fremder!“ Da meint sie:
 Branlieren;
 Hab' ich doch, Freund, mit Recht immer den Kaffee gehaßt!
 „Seid doch nicht so frech, Epigramme!“ — Warum nicht? Wir
 sind nur
 Überschriften! Die Welt hat die Kapitel des Buchs.¹⁾

Diesem Geplauder scheint ein einziges kleines Abenteuer zugrunde zu liegen, wo er zwei ihn anredende Mädchen in ein schlechtes Kaffeehaus begleitete. Am deutlichsten zeigen die Venediger Gedichte übrigens sein Heimweh nach seinem weimarischen Schätzchen; die feilen Schönen der fremden Stadt vermehrten nur sein Verlangen nach dem „sicheren Liebesgarten“:

Weit und schön ist die Welt, doch o, wie dank' ich dem Himmel,
 Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mein eigen gehört!
 Bringt mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen!
 Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.

*

In diesen Jahren nach der französischen Revolution ergoß sich über das gar nicht tugendhafte Deutschland

¹⁾ Auch hier sind Verse, die in allen Goethe-Ausgaben stehen, mit solchen verbunden, die zuerst nur für die Gelehrten und „Bibliophilen“ bekannt gemacht wurden, jetzt aber auch in mehreren billigen Ausgaben der Werke leicht zu finden sind. Über die Beweggründe Goethes zu dieser Art von Gedichten rede ich an anderem Orte. Branlieren, branler: schütteln.

ein neuer Strom von Unstetlichkeit. Die Vornehmen, die aus Paris und Frankreich vor den erregten Volksmassen nach dem Osten flüchteten, waren Müßiggänger, die zumeist nicht Anderes gekannt hatten als ein Leben nach ihren Lüsten. An den Orten, wo sie sich in größeren Haufen festsetzten, bis nach Celle und Hamburg im Norden, besonders aber im Rheinlande und am ärgsten in den Bischofsstädten Koblenz und Mainz, verdarben sie die Sitten noch vollends. Kein weibliches Wesen zwischen zwölf und sechzig Jahren war vor ihnen sicher. Die Syphilis drang von den Städten weit in die Dörfer hinein.

Mit dieser liederlichen und unnützen Emigrantengesellschaft machten die deutschen Fürsten gemeinsame Sache, um in Frankreich die zusammengebrochene alte Ordnung wieder herzustellen. Der neue preussische König und andere Heerführer nahmen in diesen Feldzug einen Harem mit und unterschieden sich auch im Übrigen sehr von dem großen Friedrich, dem sie doch persönlich noch so nahe gestanden. Uns hier geht nur an, daß Goethe, nachdem er im Spätjahr 1792 diese unselige Kampagne in Frankreich mitgemacht, im nächsten Sommer seine Mutter in Frankfurt besuchte und dann die Festung Mainz belagern half. Der von uns öfters erwähnte Lauthardt war auch dabei, und er erzählt manche Dinge, die man in Goethes Berichten nicht findet. Zum Beispiel über das Land um Frankfurt.

Seit der Emigrantenzelt war auch dort in der ganzen Gegend das Sittenverderben sehr eingerissen, und das Frauenzimmer, welches ohnehin in den Rheingegenden fürchterlich

verliebt ist, hatte nun alle Scham und Scheu abgelegt und war für Jeden. Frankfurt war besonders der Sammelplatz feiler Menschen von hohem Kaliber und niederer Ordnung, wie man sie haben wollte, von sechs Kreuzern an bis zu sechs Talern rheinisch. Auf den Dörfern liefen auch Nymphen dieser Art in Menge herum, welche meist aus dem Darmstädtischen kamen; selbst Bauernweiber und Bauernmädel machten sich kein großes Gewissen daraus, einen lüsternden Kerl aus der Not zu helfen.

Diese Weiber schlichen sich auch unter die Truppen, die vor Mainz im Kampfe standen. Lauthardt erwähnt aber auch, daß sein Regiment ein richtiges Bordellzelt hatte, wo vier Weibsbilder zu 8 bis 45 Kreuzern dem gemeinen Mann zu Gebote standen. Die Offiziere und Generale sorgten für sich selber erst recht, und Lauthardt erzählt, daß er eines Tages bei einer Bauernfrau „Schwager“ wurde mit einem Fürsten, der sehr wohl der Herzog von Weimar gewesen sein kann.¹⁾

Goethe fühlte in dieser Umgebung genau so, wie in Venedig: er sehnte sich nach dem sicheren Gärtchen daheim. Wenn er sich in seinem Zelte, auf einer Strohbucht liegend, mit seiner Decke zudeckte, so freute er sich auf die Zeit, wo sein Liebchen wieder unter dieselbe Decke kriechen würde. Jetzt erwartete sie ein Kleines. „Wären gewisse Umstände nicht“, schrieb er ihr, „Du müßtest mich besuchen.“

¹⁾ Ich gebe solche Zeitbilder gern, weil viele Deutsche jetzt glauben, wir Heutigen stecken in einem Sündenpfuhle, aus dem wir nicht wieder herauskommen könnten. So viel Ursache zur Trauer wir haben: es gab noch niemals so viele hochstrebende und vortreffliche Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen in Deutschland als heute!

Anfangs hatte dies Christelchen für ihn nur ein Abenteuer bedeutet, das ebenso rasch abreißen kann, wie es sich entspann. Aber das Mädchen ward ihm zur Gewohnheit und zum Bedürfnis. Man flüsterte ihm zu: wie sie es früher schon mit Andern gehabt, so möge sie auch jetzt noch Andern zugänglich sein; er aber war ihr dankbar für Das, was sie ihm bisher schon Gutes getan, und vertraute ihr besser als diese Übelredner.

Alle sagen mir, Kind, daß du mich [mit Andern] betrügest:
 O betrüge mich nur immer und immer so fort!

Lange such' ich ein Weib mir; ich suchte, da fand ich nur Dirnen;
 Endlich erhascht' ich dich mir, Dirnchen, da fand ich ein Weib!

Oftmals hab' ich geirrt und habe mich wieder gefunden,
 Aber glücklicher nie: nun ist dies Mädchen mein Glück!
 Ist auch Dieses ein Irrtum, so schont mich, ihr klügeren Götter,
 Und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad'!

*

An Faustinen und viel besser noch an Christianen machte Goethe die große Erfahrung, daß, wer sie sucht, auch im ungeachteten Menschen edelste Eigenschaften finden kann. Es war keine neue Erfahrung, aber jetzt erst fühlte er sie tief. Er hatte schon mehr als einmal für die Gretchen und Klärchen Partei genommen, die im Liebesglühen ihre Ehre und ihren Vorteil vergaßen. Viel schwieriger aber ist es, in Mädchen, die durch mehrere Hände gegangen sind, die sich auch dann schon willig zeigten, wo keine große Leidenschaft sie trieb und sich deshalb den schlimmsten Namen gefallen lassen müssen, das Gute zu ehren. Zwar gibt Jedermann zu, daß die

Seelen nicht in weiße und schwarze geteilt werden können, daß in allen Menschen die Stärken und Schwächen, Tugenden und Laster nicht nur nebeneinander wohnen, sondern auch eng zusammengehören; eine Kalt- und Hartherzige kann leicht tugendhaft bleiben, wo eine Gutmütige „fällt“. Jedermann weiß auch, daß unser sittliches Handeln, unsere sittliche Entwicklung von äußeren Umständen und Erlebnissen bestimmt werden und daß wir einander vergangene Sünden verzeihen und vergessen müssen, um nicht die Gegenwart und Zukunft mit der Vergangenheit zu verderben; aber mit all diesen Betrachtungen könnte man kein weibliches Wesen, das Hure genannt wurde, in gute Gesellschaft einführen. Goethe wollte jedoch für seine Person gerecht und dankbar sein. Wir lasen schon seine Verse, daß er das lange gewünschte Weib erhascht habe, als er nur ein Dirnchen suchte: sollte er sich des unverhofften Glückes nicht freuen? Er tat es nicht laut vor der böswilligen Welt, aber in seine Gedichte schrieb er seine Genugtuung hinein, z. B. in venedischer Verkleidung:

Welch' ein Mädchen ich wünsche zu haben? ihr fragt mich. Ich
hab' sie,

Wie ich sie wünsche. Das heißt, dünkt mich, mit wenigem viel!
An dem Meere ging ich und suchte mir Muscheln. In einer
Fand ich ein Perlehen; es bleibt mir am Herzen verwahrt.

„Wär' ich ein häusliches Weib und hätte, was ich bedürfte,
Treu sein wollt' ich und froh, Herzen und küssen den Mann.“
So sang unter andern gemeinen Liedern¹⁾ ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich ein frömmer Gebet!

¹⁾ D. h. gewöhnlichen Volksliedern.

Und wie saß ich beschämt, daß Reden feindlicher Menschen
 Dieses liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
 Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
 Wenn das Wasser die Glut stürzend und jähling verhüllt;
 Aber sie reinigt sich schnell, verjagt die trübenden Dämpfe:
 Neuer und mächtiger bringt leuchtend die Flamme hinauf.

In dem bibelfesten Goethe lebten die Sprüche und
 Geschichten des Alten und Neuen Testaments immer
 wieder auf. „Dieser nimmt die Sünder an und isset
 mit ihnen“ kam ihm jetzt wohl in den Sinn, oder:
 „Also wird auch Freude im Himmel sein über einen
 Sünder, der Buße tut, vor neunundneunzig Gerechten,
 die der Buße nicht bedürfen.“ Und es standen vor ihm
 die Bilder der Ehebrecherin, die gesteinigt werden sollte,
 und der großen Sünderin, die des Heilands Füße salbte
 und mit ihren Haaren trocknete. Und er schrieb mitten
 in die sehr unchristlichen venedischen Verse, ganz in ihrem
 Ton, und dennoch ernst, die Zeilen hinein:

Heilige Leute, sagt man, sie wollten besonders dem Sünder
 Und der Sünderin wohl. Geht mir's doch eben auch so!

Es konnte ihn nicht locken, die biblischen Geschichten
 noch einmal zu gestalten; aber eine ähnliche indische
 Erzählung von einem Pagodenmädchen und dem König
 der Halbgötter hatte er 1783 gelesen; sie haftete in ihm
 und formte sich in ihm zu einer Ballade: ‚Der Gott
 und die Bajadere‘, die er 1797 endlich niederschrieb.
 Auch hier läßt sich ein Göttlicher, ohne Vorurteil, prüfend
 zur Sünderin nieder und „siehet mit Freuden Durch
 tiefes Verderben ein menschliches Herz.“ Er sieht in ihr,
 von der Niemand Treue begehrt, das Bedürfnis, treu

zu sein, einem einzigen Manne zu gehören, und in der Legende rettet sie sich in die Höhe.

Es freut sich die Gottheit der reinen Sünder;
 Unsterbliche heben verlorene Kinder
 Mit feurigen Armen zum Himmel empor.¹⁾

*

¹⁾ Goethe las 1784 die sogenannten Briefe eines reisenden Franzosen; im zweiten findet sich eine Schilderung der berühmten Berliner Bordelle, und im Anschluß daran erzählt Kaspar Niesbeck Einiges, das uns an Goethes Bajadere und an Philine denken läßt. „Es ist hier nichts Seltenes, daß fremde oder auch eingeborene Zelibateurs mit einem Mädchen und dem Eigentümer desselben, nämlich dem Wirt, einen förmlichen Kontrakt schließen; man hat selten ein Beispiel, daß dieser Kontrakt von dem Mädchen gebrochen wird; es bleibt gemeinlich während der bedungenen Zeit seinem Käufer getreu. Es faßt auch zu Denselben eine gewisse Anhänglichkeit und einen wahren Diensteifer, den man von Kreaturen seiner Art an andern Orten nicht erwartet. Ich habe einige Bekannte hier, die sich mit solchen Mädchen verbunden haben und, wenn sie unpäßlich sind, sehr regelmäßig von Denselben besucht und bedient werden. Da die meisten Derjenigen, die nicht aus den Höhlen sind, worin sich die Grenadiers herumtaumeln, etwas Lektüre und Erziehung haben, so sind sie keine schlechte Trösterinnen und Aufwärterinnen am Krankenbette.

„Ein Irländer, mit dem ich vertraut bin und der sich seit einigen Jahren hier aufhält, erzählte mir ein Beispiel, das vielleicht einzig in seiner Art ist. Die Wirtschaft dieses Herrn kam durch verschiedene Ausschweifungen in Unordnung, und eine Krankheit setzte seine Gläubiger noch mehr in Unruhe. Er hatte in einem Bordell ein Mädchen kennen gelernt, das ihn vorzüglich interessierte. Er fand sich mit dem Wirt ab und nahm das Mädchen zu sich ins Haus. Dieses wartete nicht nur seiner mit dem größten Fleiß, sondern interessierte sich

Wilhelm Meisters erste Geliebte gehört zur gleichen Gattung von Frauen, die in früher Jugend durch die Schuld Anderer und durch widrige Umstände in ein unkeusches Leben hineingedrängt werden und darin je länger, je mehr sich abstumpfen, wenn nicht eine reine Liebe sie erlöst. Auch sie hat Goethe zu reinigen, zu erhöhen das Bedürfnis gehabt. Nach seiner ersten Erzählung war sie, wie eben angedeutet, die Geliebte Mehrerer gewesen; gegen den Schluß der ‚Lehrjahre‘ aber versichert der Dichter, daß sie nur an einen einzigen Mann, Morberg, und nur unter starker Mitwirkung einer Kupplerin, ihre Gunst verkauft habe. Nachdem sie Wilhelms reine Liebe genossen, ist es ihr unmöglich, den vorigen Liebhaber wieder anzunehmen; sie bleibt ihrem Wilhelm von jetzt an unter den größten Bedrängnissen und obwohl er für sie ganz aus der Welt verschwunden ist, treu. Er glaubte, sie verachten zu müssen, und erfährt am Ende, daß sie in Liebe und Treue zu ihm

auch um seine Wirtschaft. Es fing für ihn ein so sparsames Menage an und hielt ihm so genaue und getreue Rechnung, daß er in Zeit von einem halben Jahr aus seinen Schulden war, welches er für ein Wunder hielt. Nachdem sich seine Umstände gebessert hatten, führte es seine Wirtschaft noch einige Zeit fort, und er war stolz auf die gute Art, womit es die Honneurs für ihn zu machen wußte, wenn er in seinem Haus Gesellschaft hatte. Eine Reise, die er nach Dresden machen mußte, trennte ihn von seiner Erretterin. Sie wollte sich mit Dem begnügen, was er ihr für die Woche bedungen hatte; allein er gab ihr so viele Beweise seiner Erkenntlichkeit, als ihm seine Umstände erlaubten, und sie ging wieder in das Haus, worin er sie kennen lernte.“

ausharrte, bis sie nach der Geburt eines Kindes, seines Kindes, das Leben aushauchte.

Ein Gegenstück zu dieser Marianne ist die andere hübsche Schauspielerin: Philine. Wie sie in's liederliche Leben hineingeraten ist, braucht nicht gefragt zu werden, denn sie lebt es freiwillig, fröhlich, glücklich. Sie verkauft sich nicht an unangenehme Männer, sondern verschenkt sich an Jeden, der ihr gefällt; die Gegen- geschenke werden ihr, der Lustigen, gern gegeben. Sie lacht die Moralisten aus; keine sittlichen Grundsätze oder Ideale belasten sie; aber sie verbindet mit ihrem unsittlichen Wandel Gutmütigkeit, Ehrlichkeit, Noblesse und Uneigennützigkeit. „Auf den Dank der Männer habe ich niemals gerechnet“ — Das ist ihre Reinheit, und ihr kommt die wunderbar stolzige Frage auf die Lippen: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ Sie findet überall Freunde; sie liebelt sich sogar auch in den Ehe- stand hinein mit einem ihrer Anhänger, der sie längst kennt und zu ihr passen wird.¹⁾

¹⁾ Der Dichter des ‚Wilhelm Meister‘ zeigt diese Toleranz, die Viele als Mangel an sittlichem Gefühl empfunden haben, nicht nur gegen solche schönen Sünderinnen, sondern durchweg. Das verworfenste Geschöpf im Buche ist die alte Kupplerin Barbara; auch ihr gibt der Dichter zum Schluß einige gute Züge, und auf die verbleibenden Vorwürfe leiht er ihr eine sehr treffende Antwort: „O, ihr Herren, denen nichts abgeht! Ihr habt gut von Wahrheit und Geradheit reden! Aber wie eine arme Kreatur, deren geringstem Bedürfnis Nichts entgegenkommt, die in ihren Verlegenheiten keinen Freund, keinen Rat, keine Hilfe sieht, wie Die sich durch die selbstischen Menschen durchdrücken und im stillen darben muß — davon würde Manches zu sagen sein, wenn ihr hören wolltet und könntet.“

Der tugendhafte Wilhelm Meister ließ sich im Schlafe, in der Trunkenheit doch wenigstens ein einziges Mal von Philinen überrumpeln: gab es an dem Theater, das Goethe seit 1791 leitete, keine Philinen? Es war ein Hoftheater. Die Angestellten hatten ihr festes und sicheres Einkommen; das freche Treiben der Wanderkomödianten im Kampfe ums tägliche Brot, das Buhlen um Jedermanns Gunst war hier nicht nötig; es ging also gesittet zu, und manche „Acteurs“ und „Actricen“ waren vortreffliche Menschen, die auf Standesehre hielten. Aber unter den Vielen, die kamen und gingen, hatten auch Einige sehr ramponierte Grundsätze; in Geldnöthe aber gerieten die Meisten, denn mit der regelrechten Gage konnte nur der Sparsame auskommen. Als im Jahre 1797 zwei recht junge Schwestern von der Secondaschen Truppe nach Weimar gewünscht wurden, verstand man Das in Leipzig und Dresden, wo jene Truppe heimisch war, dahin, daß der Herzog von Weimar eine davon nebenbei als Mätresse haben wollte; Goethes Gehilfe, Kirms, kämpfte gegen dies Gerücht an und versicherte den Mädchen, „daß der Herzog in diesem Punkte sehr gemäßigt sei“; aber auch falsche Vermutungen der Beteiligten geben richtige Einblicke in die Verhältnisse. Sehr bald danach wurde die junge Sängerin Jagemann wirklich die Geliebte des Herzogs, allerdings nicht zu kurzem Zeitvertreib, sondern auf Lebenszeit.

Im Spätjahr 1811 kam eine Luise Lefevre nach Weimar; man wollte schon längst einen Opernchor bilden und begann ihn nun endlich mit zwei Männlein und zwei Weiblein; die Lefevre und eine Mamsell Jung

waren die Frauenstimmen. Goethe nahm sich der Lefevre mit Aufmerksamkeit an. „Siehe zu, daß Du sie für den Sommer gut unterbringst“ schrieb er seiner Frau im Mai 1812, und im nächsten Winter war sie oft in seinem Hause, zu Mahlzeiten und zu Lesestunden; sie mußte ihm sogar aus dem Homer vorlesen, um Sprache und Geist auch daran zu üben. Wenige Monate später verlangte Kirms, daß diese Choristin wegen ihrer Liebschaft sofort entlassen werde; man erzählte sich nämlich in der Stadt, daß sie alle Offiziere der damals beständig in Weimar wechselnden Einquartierung (Franzosen, Rheinbündler, Kosaken, Österreicher, Preußen) aufnehme; da ihre Gage nur zwei Gulden wöchentlich betrug, mußte sie wohl ehrlichen oder unehrlichen Nebenverdienst suchen. Goethe war kaum dankbar, als Kirms seinen Antrag stellte. „Mir scheint nicht wohlgetan, wenn wir jetzt die Sache zur Sprache bringen“ antwortete er am 30. November 1813.

Erstens können wir ohne Serenissimi ausdrückliche Autorisation Niemand verabschieden. Zweitens haben wir niemals, was außer dem Theater geschah, beachtet, am wenigsten die Liebschaften der Schauspieler und Schauspielerinnen. Drittens müßten wir, wenn von solchen Dingen die Rede sein sollte, die Proskription auch auf Andere ausdehnen. Viertens sind ja Privatrelationen und Untersuchungen nicht hinreichend zu solchen Schritten.

Dann ließ er wohl durch seine Frau weiter nachfragen und hörte vermutlich, daß die Lefevre auch im Theater, wo sie freien Eintritt hatte, sich den Herren bemerkbar mache; Das durfte er nicht weiter dulden. „Der gestern an mich gebrachten Sache habe weiter

nachgedacht“ schrieb er seinem Mitdirektor am nächsten Tage, „und gebe zu überlegen, ob man die Lefevre nicht wenigstens suspendieren und ihr verbieten solle, weder auf's Theater, noch in die Theaterloge bis auf weiteres zu kommen.“ — „Leider ist die Trübler in demselben Falle“ fügte er hinzu, „und von der Jung sagt man das Gleiche.“

Die Lefevre verließ die Stadt nach einigen Wochen; die Jung blieb noch ein Jahr; die Schauspielerin Triebler, eine verheiratete Frau, deren Mann gleichfalls am weimarischen Theater angestellt war, blieb bis zum nächsten Herbst.

Nicht wenige Schauspielerinnen mögen ihre Verfügungskraft am Herrn Geheimen Rat, ihrem Direktor, dem großen Dichter der Liebe, versucht haben. Karl Eberwein, Theatermusiker und Gatte einer Sängerin, sah diesen Dingen viele Jahre aus der Nähe zu; er berichtet: „Goethes Verhalten zu dem weiblichen Personal des Theaters war durchaus rein; die Liebenswertigste hatte sich keiner größeren Gunst von ihm zu gewärtigen, als daß er ihr die Wange zum Kuß darreichte.“ Ganz so vornehm blieben die Küsse freilich nicht immer: wenn ein paar Glas Wein mehr als sonst getrunken waren, so durften ihm — im Lauf der Jahre — Fanny Caspers, Friederike Silie, Wilhelmine Maas und Ernestine Engels auch das Mäulchen hinhalten.

Aber als Goethe diese Theaterjahre hinter sich hatte, war es ihm eine Genugthuung, daß er auch den schönsten Versucherinnen gegenüber Herr und Meister geblieben war. Er habe sechsundzwanzig Jahre dem Theater vor-

gestanden, sagte er 1819 einmal zum Kanzler v. Müller, „ohne sich eine Schwäche gegen eine Actrice zu verstaten.“ Er deutete auf Christiane Neumann und Amalie Wolff-Malcolmi als Solche hin, die es ihm doch sehr nahe gelegt. Und ähnlich zu Eckermann am 22. März 1825, als von dem schwierigen Amte des Bühnen-Vorstehers die Rede war:

Es fehlte bei unserm Theater nicht an Frauenzimmern, die schön und jung und dabei von großer Anmut der Seele waren. Ich fühlte mich zu mancher leidenschaftlich hingezogen; auch fehlte es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein ich faßte mich und sagte: Nicht weiter! Ich kannte meine Stellung und wußte, was ich ihr schuldig war. Ich stand hier nicht als Privatmann, sondern als Chef einer Anstalt, deren Gedeihen mir mehr galt als mein augenblickliches Glück. Hätte ich mich in irgend einen Liebeshandel eingelassen, so würde ich geworden sein wie ein Kompaß, der unmöglich recht zeigen kann, wenn er einen einwirkenden Magnet an der Seite hat.

*

Wir sind in diesem Kapitel sehr vollständig gewesen: weil Unparteilichkeit nur durch Beibringung aller Zeugnisse verbürgt wird. Als Ergebnis bleibt, daß wir nur von zwei Lagergenossinnen Goethes wissen; schon für eine dritte und vierte fehlt jeder Beweis. Wir sehen ferner, daß sich Goethes Liberalität auch an den Geschlechtsünden erwiesen hat; er selber gehörte jedoch nicht zu den Menschen, die vom Geschlechtstrieb regiert werden. Um so merkwürdiger ist es, daß nach dem vierzigsten Jahre seine Lebensumstände stark von einem Verhältnisse bestimmt wurden, das anfänglich ein bloßes Abenteuer der niederen Liebe war.

Zweites Kapitel.

Das Herz.

Alle Welt redet von Goethes zahlreichen oder gar zahllosen Liebesverhältnissen; Viele sehen in ihm einen Frauenhelden, der es immer mit seinem eigenen und einem weiblichen Herzen zu tun hatte, also eine Art zahmeren Don Juan. Diese Meinung, sie sei richtig oder falsch, muß ihre Ursache haben. Wir haben gelernt, daß der eigentliche Ursprung der Geschlechtsliebe, das Begattungsverlangen, in diesem Manne nur schwach war: trotzdem könnte er ja sehr wohl seinen schönen Ortsgenossinnen über das Übliche hinaus ergeben gewesen sein. Betrachten wir die Mitteilungen der Unterrichteten!

Hätte man zu der Zeit, als der Dichter 25 oder 30 Jahre zählte, einen guten Bekannten Goethes nach Dessen Liebesabenteuern gefragt, so hätte dieser gute Bekannte weder viel, noch Besonderes erzählen können. Auch als Goethe beinahe vierzig zählte, war er in dieser Hinsicht noch langweilig. Wäre er 1788 bei seiner Heimkehr aus Italien gestorben, so wüßten wir so gut wie nichts von seinem erotischen Leben; nur aus seinen Romanen und Dramen würden wir auf ein warmes Herz schließen, und einige Gedichte würden uns — mit Recht oder Unrecht — als Beweise für eigene Erlebnisse gelten.

Dann aber, im fünften Jahrzehnt seines Lebens, zeigte sich Goethe vor der Welt schwach in diesem Punkte; ja, er zog sich den Ruf der Unsitlichkeit zu. Nicht eigentlich, weil er sich ein Schätzchen hielt! Viel mehr dadurch, daß er dies Schätzchen und ein uneheliches Kind in sein Haus nahm und nun etwa sechzehn Jahre lang mit der Ramsell Vulpius ohne Trauung lebte. Diese „wilde“ Ehe war um so auffälliger und anstößiger, weil Goethe einer der höchsten Beamten des Landes und keineswegs den freihheitlichen Bestrebungen der Zeit zugetan war; zu seinem stolzen, steifen, kühlen Geheime-Rats-Wesen paßte das lockere Verhältnis recht übel. Seine Geliebte reizte die Tadler aber gleichfalls, weil sie sich nicht still im Hause hielt, sondern bei vielen lauten Vergnügungen sich sehr bemerkbar machte, mit jungen Männern wild herumtanzte und ihrem Freunde zwar nicht untreu wurde, den Anschein des leichten Lebens aber nicht vermied. Die Menschen ärgern sich mehr am Unstimmigen und Unschicklichen als am eigentlichen Unrecht.

Zu gleicher Zeit ward Goethe auch als unsittlicher Dichter bekannt; auch hier verstieß er mehr gegen das Harmonie- und Schicklichkeitsbedürfnis der Mitmenschen als gegen ihre Tugend. Noch mehr als die Gedichte und Romane, die man dabei meinte, schädeten seinem Rufe seine Erzählungen ‚Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung‘, die 1811, 12, 14 und 33 erschienen. Was er da über die Mädchen erzählte, die ihn in jungen Jahren bezaubert hatten, machte den Eindruck vollkommener Wahrheit und wurde allgemein geglaubt.

Die stärkste Wirkung tat seine Darstellung der ländlichen Welt in Sesenheim, in die er als Student eintritt, zuerst ihr Glück steigernd, alsbald es zerstörend. Er verläßt das gute Rietchen, das ihm mit Kindersinn vertraute, und erspart sich jede Begründung. Indem er so alles Mitgefühl der Leser auf die elsässische Pfarrerstochter leitet, erscheint er selber als Übeltäter.

In gleicher Weise wirkte später noch das Bekanntwerden seiner Briefe an Charlotte v. Stein; sie kamen zuerst in den Jahren 1848 bis 1851 heraus. In diesen Briefen ist die sprachliche Gewalt des Dichters sehr groß. Nun richtete sich die darin ausgesprochene Liebe auf eine verheiratete Frau, und nicht ein kurzer Kampf zwischen Wunsch und Pflicht stellt sich uns dar, sondern das regelwidrige Liebesverhältnis zur Gattin eines guten Bekannten ward ein Duzend Jahre und länger fortgesetzt und endete schließlich nur, weil Christiane Vulpius stärker ward als Frau v. Stein.

Aus all diesen Erzählungen, Briefen, Gedichten mußte man die Summe ziehen, daß der große Dichter sich sein ganzes Leben hindurch zum andern Geschlecht nicht so verhalten hat, wie der gute Bürger als Regel gelten lassen kann. Goethe kann in dieser Hinsicht unsern Söhnen nicht als Vorbild empfohlen werden, und unsern Töchtern werden wir nicht wünschen, daß sie an geniale Menschen dieser Art ihr Herz verlieren. Dieser Gedanke an die heranwachsenden Geschlechter, die wir vor Unheil soviel als möglich behüten möchten, beherrscht namentlich die Erzieher und Lehrer, also gerade Diejenigen, die sich vorzugsweise und berufsmäßig mit den Werken

der Dichter beschäftigen, die also auch über Goethe von jeher am meisten redeten und schrieben. Goethe als Mensch und Charakter war denen, die ihm zeitlich näher standen als wir, überhaupt unbequem. Sie waren entweder christlich-konservativ oder liberal oder demokratisch gesinnt und ärgerten sich deshalb an manchen Äußerungen und Handlungen des in keine Partei und keine Sekte hineinpassenden Dichters. So ward es die allgemeine Meinung, Goethe habe sehr viel Schönes und Geistesreiches geschrieben und sei vielleicht der größte Dichter der Deutschen gewesen, aber als Mensch sei Schiller und mancher Andere ihm vorzuziehen.

Nun gab es aber schon bei Goethes Lebzeiten einzelne Bewunderer, die sein Leben und Handeln noch über sein Dichterwerk stellten und ihn nach allen Seiten hin verteidigten. Die Zahl dieser Anhänger nahm langsam — zunächst sehr langsam — zu und ward später, etwa seit 1870, groß. Unter solchen Anwälten Goethes waren nun stets Einige, die durch Übertreibung, Einseitigkeit, Ungeschick ihm mehr Gegner als Freunde erweckten; sie brachten zum Beispiel oft die katholischen Schriftsteller und Redner in Harnisch, die sich früher bei einer mäßigen Goethe-Bewunderung nicht unfreundlich verhalten hatten. In solchem fortgesetzten Streite kommen dann immer wieder die Liebesgeschichten aufs Tapet, ihre Unvereinbarkeit mit christlichen oder sittlichen Grundsätzen, und wenn dann die Goethe-Partei für das überragende Genie, für den Übermenschen Goethe, andere Rechte fordert, als uns gewöhnlichen Sterblichen zugestanden werden können, so sagt man sich auf der andern

Seite vielleicht, daß unter unsern Heranwachsenden die überragenden und Vorrechte beanspruchenden Genies bedeutlich überhandzunehmen drohen. Und natürlich wird jeder Christ oder jeder andere Ethiker der Meinung bleiben, daß die für wahr oder für göttlich erkannten Gesetze des sittlichen Handelns für Alle gelten.

Durch solche Kämpfe hin und her ist nun Goethe populärer geworden, als ihn seine „sämtlichen Werke“ allein hätten machen können. Jeder „Gebildete“, jeder Zeitungsleser beschäftigt sich zeitweilig mit ihm, und da nun einmal die geschlechtlichen Dinge am allgemeinsten und stärksten anlocken, so wissen Viele Etwas über Goethes Liebesverhältnisse. Es ist fast immer ein Wissen aus zweiter und dritter Hand, also zumeist schon von der Phantasie der Berichterstatter umgebildet, und das Hinzudichten und Neugestalten setzt sich in ihren Lesern und Zuhörern fort. Auch wenn nicht schon Goethe „Dichtung und Wahrheit“ vermischt hätte, würden heute die Vorstellungen über sein Liebesleben reich an poetisch Gesteigertem und an Sagenhaftem sein. Den Satz: „Wer da hat, Dem wird gegeben“ bewahrheiten auch die Erzähler und Wiedererzähler. Da man in Goethes tausendfach durchleuchtetem Leben eine Anzahl Mädchen und Frauen kennt, denen er gewogen war und freundliche Worte gesagt hat, so ward Goethe bei den Halbwissern zum Schmetterling, der von einer schönen Blüte zur andern flatterte. Was dann auch zu der andern Behauptung paßt, daß er „bekanntlich“ ein großer Egoist war.

Fragen wir nun, nachdem wir die Sagenbildung verstehen, nüchtern nach den Thaten, so scheiden von den Geliebten, die man aufzuzählen pflegt, einige ganz aus. Gleich bei der Ersten, dem „Frankfurter Gretchen“, weiß Niemand zu sagen, ob sie als ein Menschenkind von Fleisch und Blut auf Erden gelebt hat oder nur das Geschöpf einer Dichterphantasie war. Bei Andern läßt die Wissenschaft von dem Liebesroman so gut wie nichts übrig, so bei Sophie v. Kalb, Malchen Kogebue, bei der „schönen Mailänderin“ und schließlich auch bei Wilhelmine Herzlieb. Gaederz hat ein Buch ‚Goethes Minchen‘ drucken lassen; Paul Schlenther hat die Leser des ‚Berliner Tageblatts‘ mit ‚Goethes Bäbe‘ unterhalten: Auf diese Weise kann man den Namen des Dichters mit vielen weiblichen Vornamen zusammenstellen! Es bleiben vielleicht acht Verhältnisse, in denen Goethes Herz erregt und auch die Geliebte gegenständig war. Dieser Zahl muß man aber sogleich die anderen Zahlen und Thaten entgegensetzen, daß Goethe bis in sein vierzigstes Jahr als lediger Mann lebte, daß er dann nur 10 oder 27 Jahre eine Art Ehe hatte, 10 Jahre eine gesetzliche und 17 Jahre eine jederzeit leichtlöbliche Hausgenossenschaft, und daß er über 82 Jahre alt wurde. Verteilt man die acht Liebesverhältnisse auf die Jahre, wo Goethe allein stand, so kommt auf jedes eine geraume Zeit, und die Zahl acht, die zuerst hoch erschien, wirkt schwächer. Die Meisten von uns sind in dem Lebensalter, wo das Verlangen nach dem andern Geschlecht am stärksten ist, verheiratet; Goethe dagegen hatte eine Ehefrau in vollem Sinne des Wortes überhaupt nie.

Der rasch Urtheilende schließt von einer größeren Zahl der Liebeserlebnisse auf Flatterhaftigkeit und Untreue; Goethe aber war in seinen Neigungen zu Männern und Frauen recht treu. Auch er konnte nicht die Gefühle von Herzen zu Herzen immer in gleicher Wärme erhalten; wie er selber sich entwickelte, so bildeten sich auch die Andern um; sie entfernten sich von ihm, wie er selber neue Wege ging. Aber er suchte doch ehrlich nach den Mitteln, alte Vertrauensverhältnisse zu bewahren, sie öfters zu erneuern, und die Mehrzahl seiner Freundschaften endete nur der Tod. Die Liebe zwischen Mann und Weib ist ihrer Natur nach nicht so dauerhaft wie die Männerfreundschaft (es sei denn, daß sie zur Lebensgemeinschaft führte); aber Goethes Liebeserregungen waren keineswegs flüchtig. Seine erste Geliebte, Käthchen Schönkopf, bezwang den blutjungen Studenten im Frühjahr 1766, und noch im Januar 1770 bekehrte er sie zur Frau; nicht er ward ihr untreu, sondern sie ihm, und wir wissen, daß ihm diese Erfahrung sehr viel zu schaffen machte. In anderer Weise ward er von Lotte Buff durch äußere Umstände entfernt; seine Anhänglichkeit war auch hier erstaunlich groß. Im Falle Lilli vermag Niemand zu sagen, auf welcher Seite am meisten der Eheschließung entgegen gearbeitet wurde; jedenfalls verlobte sich das junge Mädchen sehr bald mit einem Andern, nachdem Goethe ihr eben noch Liebeszeichen aus Weimar geschickt hatte. Seine Liebe zu Frau v. Stein dauerte trotz ihrer Aussichtslosigkeit dreizehn Jahre, und nach einiger Zeit der Entfremdung fanden sich die Beiden wieder zu einer Freundschaft, die erst

nach drei Jahrzehnten durch Charlottens Tod gelöst wurde. Mit Christianen war Goethe 28 Jahre verbunden, und nur der Tod trennte sie. Schließlich bewahrte er seine zärtlichen Gefühle für Marianne Willemer und Ulrike v. Levegow bis zu seinem eigenen Lebensende. So bleibt als einziger Fall, wo Goethe untreu erscheint, seine Freundschaft mit Friederike Brion, die nur zehn Monate lang anhält, und gerade diese sogenannte Seseheimer Idylle hat ihm ja auch den Ruf der Untreue zugezogen. Aber ganz abgesehen von der Frage, ob die Studentenliebe bei Andern erheblich länger zu dauern pflegt: hier kann über Treue oder Untreue nicht geurteilt werden, weil wir über die ganze Angelegenheit gar zu schlecht unterrichtet sind. Jedenfalls hat nicht Goethe, sondern das gute Mädelchen im nächsten Sommer eine neue Liebe genossen. Goethe hat sich selber in ein schlechtes Licht gestellt, als er viele Jahre später dies Erlebnis zu einer Dichtung benutzte; ein Beweis für die Schuld des jungen Mannes ist solche dichterische Darstellung nicht.¹⁾

*

Da Goethe eine Schwester fast gleichen Alters hatte, so lebte er von Kind auf sehr viel unter weiblichen Wesen; er war niemals so sehr auf das eigene Geschlecht beschränkt, wie etwa die meisten Schüler, Studenten, Soldaten sind. Er kannte die Mädchen und Frauen genau und wußte sie zu

¹⁾ Ich habe 1920 ein besonderes Büchlein über die Friederiken-Sagen herausgegeben: „Die Schicksale der Friederike Brion vor und nach ihrem Tode“. Berlin. E. S. Mittler & Sohn.

nehmen. Es war das natürlichste Ding von der Welt, daß er sein Leben lang Freundinnen hatte. Einige waren mütterlich gegen ihn (die Professorin Böhme, Frä. v. Klettenberg u. A.), andere von schwesterlicher Art: in Leipzig Jungfer Breittopf und Jungfer Deser, in Frankfurt: die Gerock, Johanna Fahlmer, Betty Jacobi, Barbara Schultheß, Karoline Flachsland usw.; als er alt wurde, kamen die töchterlichen Freundinnen heran: Bettina Brentano, Silvia v. Ziegeler, die Gräfinnen Egloffstein, Adele Schopenhauer, Luise Seidler, dazu die Hausgenossinnen Dittlie und Ulrike. Daß sich in solche Verhältnisse leicht und zeitweise einige Verliebtheit mischt, ist nicht zweifelhaft; aber es geht rasch vorüber und bleibt nebensächlich. Ob diese zahlreichen Verhältnisse zu Frauen — man muß sie immer auf achtzig Jahre verteilen — bei einem berühmten Dichter, der doch als solcher das andere Geschlecht stark an sich zieht, der Regel entsprechen oder darüber hinaus gehen, bleibt fraglich. Der sehr urteilsfähige P. J. Möbius findet Goethes Neigung zum Umgang mit Frauen „außerordentlich stark“ und sieht auch manche weibliche Züge in Goethes Charakter: „seine große Kinderliebe, seine große Neigung zu Gesprächen, sein instinktives Verständnis für weibliche Art, seine Friedfertigkeit, das Konziliante seiner Natur, seine Abneigung gegen Politik und vielleicht noch manches Andere.“ Aber man kann von Goethe zu keiner Zeit seines Lebens sagen, daß er die Gespräche mit Männern mied und nur in weiblicher Gesellschaft sich wohl fühlte oder daß er mehr Freundinnen hatte als Freunde. Er selber bedauerte andere Männer, wenn sie sehr abhängig

wurden von Frauen, die sie liebten. Als von der bedenklichen Moral des ‚Wilhelm Tell‘ und dem unglücklichen fünften Akt¹⁾ die Rede war, meinte Goethe: „Schiller war dem Einfluß der Frauen unterworfen; wenn er in diesem Falle so fehlen konnte, so geschah es mehr aus solchen Einwirkungen als aus seiner eigenen guten Natur.“ Als Karl August, aufgestachelt von seiner Geliebten Karoline Jagemann, einen Sänger ungerecht behandelt hatte, rief Goethe aus: „Es ist unglaublich, wie der Umgang der Weiber herabzieht!“ Von dem Jugendfreunde Frig Jacobi meinte er, Dieser sei auch so ein Hans Dampf gewesen, der sich mit klugen Frauen in Korrespondenz eingelassen, was zu nichts führe. Von zwei andern guten Bekannten urteilte er: „Wenn die Männer sich mit den Weibern schleppen, wie Stolberg mit der X., Zacharias Werner mit der Y., so werden sie gleichsam abgesponnen wie ein Wocken.“ Und seinen Freund Willemer bedauerte er, daß er keine rechte geistige Arbeit und Liebhaberei habe: „Die Verhältnisse mit Frauen allein können doch das Leben nicht ausfüllen!“

¹⁾ Die Darstellung, wie ein friedlicher Mann zum Mörder wird, ist nicht unmoralisch; erst der fünfte Akt verdirbt auch das Vorhergehende, indem das bisher objektiv Gestaltete nachträglich beleuchtet wird von der Selbstgerechtigkeit Tells gegen den anderen Mörder Parricida. Der Zweck heiligt die Mittel, lehrt Schiller aus Tells Munde in der vorletzten Scene. Freilich bemüht sich der Dichter sehr, der Tat Tells den politischen Charakter zu nehmen, ihn als bloßen Beschützer seiner Familie hinzustellen und seinen Schuß aus dem Hinterhalte als Notwehr auszulagen, aber Dergleichen hat man nie unter der straflosen und rechtmäßigen Notwehr verstanden.

Man braucht nur Goethes Lebensleistung zu überblicken: sie ist sicherlich nicht Diejenige eines von Frauen und von Liebchaften Geleiteten oder Verbrauchten!

*

Seine Zeitgenossen haben ihn denn auch niemals für einen Frauendiener gehalten, sondern im Gegenteil sich gewundert, wie gut er die Herrschaft behielt. Die Frauen ärgerten sich oft an ihm, weil sie fühlten, daß er sie nur als Spielzeug nahm, wo sie ernsthaft lieben und geliebt sein wollten. Als er nach Weimar kam, fielen ihm die Damen zu, aber die Klügeren sahen bald, daß er nur „mieselte“, wie er selber es nannte, d. h. bei der Liebelei stehen blieb. Nach seiner Heimkehr aus Italien klagten die älteren Frauen nach einem Balle, daß Goethe den jungen Mädchen die Hände küsse und Süßigkeiten sage, so bloß zum Augenblicksvergügen. Karoline Herder schalt über dies „Gelecke an den jungen Mädchen“, weil es dem Herzoge ein schlechtes Vorbild sei; daß es für Goethe nur ein AugenblicksSpiel war, wußte sie. Ein ungenannter Besucher Weimars erzählte im Jahre 1800 (im ‚Genius der Zeit‘, den August Hennings herausgab): Goethe habe in seiner ersten weimarschen Zeit und auch späterhin „mit allmächtigem Zauber über das zweite Geschlecht“ gewaltet; „aber keine könne sich rühmen, den Jüngling oder den Mann je in ihren Ketten gesehen zu haben.“ Dieser Berichtserstatter wußte nichts oder nicht genug über die Macht, die Frau v. Stein und Christiane Vulpius über Goethe ausübten; immerhin ist sein Zeugnis von Wert, zumal wenn er hinzufügt: „Noch jetzt behandelt er dies Ge-

schlecht mit jenem leichten Tone und der spielenden Artigkeit, womit er mit Kindern umzugehen pflegt, und noch jetzt haßt und liebt ihn Jede um die Wette.“ So urtheilte ja auch die Dichterin Friederike Brun aus Kopenhagen.

*

Es bleibt die Frage, ob Goethes Liebe, wo er liebte, eine starke und tiefe war, ob sie den ganzen Menschen erschütterte, erfüllte, beherrschte. Wie kann da ein Zweifel sein? fragen die Meisten und deuten auf Goethes Briefe und Gedichte als auf schreiende Beweise.

Diese Briefe (an Rätchen Schönkopf, Frau v. Stein, Christiane Vulpius, Marianne Willemer, dazu an Behrisch und Restner) und die Gedichte (an Rietchen Brion, Lilli Schönemann, Frau v. Stein, Christiane Vulpius, Minna Herzlieb, Marianne Willemer, Ulrike v. Levegow) sind voll von herzlichstem und stärkstem Gefühl. Aber verstehen wir denn, was wir da lesen? Hat nicht Goethe selber gesagt, er habe achtzig Jahre gebraucht, das Lesen zu lernen? Und: „die guten Leute wissen gar nicht, was es für Zeit und Mühe kostet, das Lesen zu lernen.“

Wer Goethes Briefe an Frau v. Stein durchblättert, hat tausend Wendungen der Liebesversicherung vor sich, aber solche in einem Buche zusammengedrängten Briefe geben von einem lange dauernden, mannigfaltigen Verhältnis dasselbe falsche Bild wie ein Blumenstrauß von dem Ackerfelde, auf dem er gepflückt wurde. Einen richtigeren Eindruck können wir uns schon aus Goethes Tagebüchern holen, weil darin Alles steht, was ihm durch Kopf und Herzen ging, wenn er sonst zum

Auffschreiben Zeit und Lust hatte, und weil hier der Zweck des Briefes, einem Andern wohlzutun, wegfiel. Da lesen wir z. B. nach einem gemeinsamen Mahle bei Frau v. Stein am 9. Dezember 1778: „Sie kommt mir immer liebenswürdig vor, obgleich fremder — wie die Übrigen auch.“ Oder am 3. August 1781 sagt er von ihr: „War empfindlich von der Krankheit.“ Der Brief vom nächsten Tage stimmt dazu und wirkt auf den Leser dennoch ganz anders:

Sag' mir, Liebste, wie Du Dich befindest und ob Du mit mir einig bist. Es tut mir nichts weher, als wenn wir uns einen Augenblick mißverstehen, als wenn mein Wesen an Deines falsch anschlägt, mit oder ohne meine Schuld.

Dem Dichter ist aber noch viel weniger zu trauen als dem Brieffschreiber. Er ist immer eine Art Lügner. Er stilisiert schwache Gefühle zu starken um; er spielt in seinen Versen mit Leidenschaften, die ihn, wenn er sie so erlebte, wie er sie schildert, vergehren und zerstören würden; er will dichten und darum auch — lieben.

Denn auf dieser Erdenflur
Muß man lieben, um zu dichten.

(Goethe 1830.)

Der Student Goethe richtete Lieder an Friederike Brion, weil das gute Mädchen neue Lieder zu bekannten Melodien zu singen wünschte; was sollte er in solche Lieder sonst hineinschreiben als Süßigkeiten für ein weibliches Herz? Als alter Herr wollte er einmal Sonette dichten, wetteifernd mit Zacharias Werner und Andern; diese Andern verherrlichten Minna Herzlieb, das schöne Mädchen mit dem schönen Namen: auf einmal verglich Goethe

seine Liebe zu diesem Kinde — noch Niemand hatte von dieser Liebe etwas gemerkt — mit der berühmten unwandelbaren Schwärmerei Petrarkas zu Donna Laura de Noves. Einige Jahre danach wünschte er ein Buch Liebeslieder in morgenländischem Ton hervorzubringen, und sehr bald fand „Hatem“ seine „Suleika“.

Gewiß sind solche Liebesversicherungen nicht ganz erheuchelt oder bloß eingebildet; sie sind ebenso gültig wie jene Schwüre der Liebenden, über die die Götter lächeln. Der Dichter läßt von den vierundzwanzig Stunden des Tages nur die gesteigertsten Augenblicke gelten; er spricht die Gefühle, die Gedanken der höchsten Spannung, der höchsten Erregung aus; so ist er wahr und unwahr zu gleicher Zeit. Um nur ein Beispiel zu geben: Nach Christianens Tode schrieb Goethe:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

Das war im Augenblicke ein echtes Gefühl, aber wie wenig passen die Worte zum Vorher und Nachher!

*

Goethe ist aber für uns heutige auch eine Stimme aus einer andern Zeit und Gesellschaft. Nicht nur haben manche Wörter jetzt einen andern Sinn als damals, sondern ganze Sätze und Reden hatten zu jener Zeit einen Übereinkunftswert, den wir erst nach einigem Forschen erkennen. Wenn von „Liebe“ die Rede ist oder die drei Worte: „ich liebe dich“ gebraucht werden, so verstehen wir den Sinn und die Tragweite solcher ein-

fachsten Worte nur dort, wo wir die Sprechenden und ihre Ausdrucksweise gut kennen; diese Worte sagen unendlich viel oder unendlich wenig. Der Eine spricht keusch, zurückhaltend, nur andeutend, der Andere schwelgt in großen Worten und kühnen Bildern. Diese Unterschiede beobachten wir schon bei unsern Nachbarn, und noch mehr, wenn wir Land und Stadt, verschiedene Klassen und verschiedene Volksstämme ins Auge fassen. Erst recht müssen wir bei einem Erzeugnis von 1772 oder 1776 fragen: was war denn damals und in jenem Kreise für eine Sprache Mode? Auch Küsse, Tränen, Umarmungen, Haar-Ausraufen, Zähneknirschen, Ohnmachten usw. sind Ausdrucksmittel, die in den verschiedenen Zeitaltern sparsam oder reichlich verwandt werden. Wir Heutigen sind wie die Fische stumm und wie die Statuen bewegungslos, wo unsere Vorfahren vor hundertfünfzig Jahren zappelten und schrien. Goethes Freund Jakob Lenz machte es sich, um keusch zu bleiben, zur Regel, das „Frauenzimmer“ nur an den Händen und auf dem Munde zu berühren, weil Das „unschuldige Ausdrücke der Wertschätzung und Hochachtung“ seien, dagegen wollte er sie nicht „an's Knie greifen“, was im Elsaß üblich war. Von Goethe wissen wir, daß er sich zeitweilig als ein Genie unter Genies bewegte, d. h. daß er die Übertreibung und den heftigsten Ausdruck liebte. Seine ersten Briefe an die Gattin des Oberstallmeisters v. Stein hätte er überhaupt nicht oder doch nicht so feck und vertraulich geschrieben, wenn er nicht als ein Mitglied der Genie-Gesellschaft an solche Art und Sprache gewöhnt gewesen wäre, und seine Briefe an die Gräfin

Auguste zu Stolberg sind überhaupt nur aus diesem Geistesklima heraus zu verstehen. Er war ein Verbreiter der sentimentalischen wie der Sturm- und Drang-Mode und selber von beiden Moden mit ergriffen, wenn auch nur ein paar Jahre lang. Er lebte außerdem in einem sehr sinnlichen Geschlechte, d. h. unter Menschen, die ihre Gefühle gern in sinnliche, anschauliche, handgreifliche Ausdrücke brachten; schon solche Bildlichkeit oder Sinnlichkeit führt zu Überspannungen, Übertreibungen und wirkt auf uns Heutige stark, weil wir nicht daran gewöhnt sind. Die schöne Frau v. Branconi schrieb an den braven und verheirateten Prediger Lavater: „Dein Taschentuch, Deine Locke sind für mich, was meine Strumpfbänder für Dich sind.“ Und als der bückenburgische Hofprediger Herder, Bräutigam der Karoline Flachsland, in Göttingen eine rasche Freundschaft mit dem Philologen Heyne errichtete, da sandte ihm dessen Frau die zärtlichsten Briefe nach. „Welch' ein Bild haben Sie mir von Sich eingedrückt! Welche Ströme von heißen Empfindungen durchlaufen meine ganze Seele! Wie schätze ich einen jeden Augenblick, den ich unter Ihren Augen zugebracht! . . . Sie kennen mich nur aus Viertelstunden, aus Fragmenten: o daß Sie mein ganzes Leben und alle meine innersten Gedanken durchschauten!“ Da Herders Antwort nicht ebenso warm ausfiel, so schrieb ihm Therese erst nach einem halben Jahre wieder, aber ihr Herz glühte sogleich wieder hell auf, als sie den Federkiel ergriff: „Ich rufe jene erste süße Minute zurück, in welcher Ihnen mein Herz so laut und so warm entgegenwallte. Was war ich bei dem sanften Druck, den meine

Hand der Ihrigen gab! Ihr Handfuß war Eis gegen meine sich selbst bewegende Hand!" Und so weiter: ein Feuerwerk von Empfindungen, wo eine Professorenfrau späterer Zeiten höchstens geschrieben hätte: „Auch ich hoffe, unsern verehrten Gast bald einmal wieder zu sehen.“

*

Eine andere große Ursache, weshalb wir Briefe oder mündliche Mitteilungen falsch werten, ist unsere Neigung, sie rein als Aussagen des Schreibenden oder Redenden zu nehmen, ohne an ihren Zweck, an ihr Ziel zu denken. In Goethes Briefen, die nach der ersten Jugend geschrieben wurden, ist viel Diplomatisches. Er hat sich z. B. oft selber gelobt, weil ihm dies Selbstlob die höflichste Form schien, dem Angeredeten einen Rat oder eine Mahnung, einen Tadel auszusprechen. So müssen wir auch, wenn wir seine Briefe an Frau v. Stein oder an Christiane lesen, immer nach seiner Absicht fragen. Der Mann, den die Liebe erregt, wird Liebesworte aus eigenem, innerem Drange aussprechen, gleichsam um die übervolle Brust zu erleichtern; man kann dieselben Liebesworte aber auch schreiben oder sagen, um dem Andern eine Freude zu machen, oder weil man vermutet, daß der Andere jetzt eine Aufrichtung braucht. Goethe war ein grundgütiger Mensch gegen seine Nächsten und er kannte das Frauenherz; er wußte, daß man einer Frau gar nicht oft genug wiederholen kann, daß man sie liebt, daß sie vor den andern Frauen große Vorzüge habe und daß man ihrer bedarf, um fröhlich, tätig und tüchtig zu sein. Mancher Mann ist mit seiner Frau un-

zertrennlich verwachsen und denkt dennoch nicht daran, ihr Süßigkeiten zu sagen; die erste Liebeserklärung nimmt er als gültig für Lebenszeit. Goethe dagegen handelte offenbar aus seiner Kenntniss des eifersüchtigen Frauenherzens heraus, wenn er so häufig, fast regelmäßig seine Liebe aussprach und um Gegenliebe bat. Und so zeugen seine zärtlichen Worte sicherer von seiner Erfahrungheit und Güte als von seiner Liebe.

*

Am letzten Ende hängt unser Verständniss von fremden Liebesangelegenheiten von unsern eigenen Erlebnissen ab. „Ein Jeder sieht, was er im Herzen trägt.“ Was wir selbst erfahren haben oder nachfühlen können, halten wir für naturgemäß, für recht und für wahrscheinlich. Was uns fremd blieb, Das glauben wir nicht oder erklären es für sünd- oder krankhaft. Der Philister hält seine eigene Ausbildung, seine Erfahrung, seine Handlungsweise für die rechten.

Wir Heutigen aber, Philister und Nichtphilister, machen aus der Liebe zwischen Mann und Weib mehr als alle vorhergehenden Geschlechter. Das Bedürfnis des heutigen Mannes nach inniger Freundschaft mit einem anderen Manne oder einigen anderen Männern ist offenbar schwächer, als es bei unseren Vorfahren war; wir begnügen uns mit guten Bekannten und Halbfreunden. Ebenso ist unser Zusammenhang mit Blutsverwandten recht unwirksam geworden. Umso mehr erwarten und verlangen wir von der Liebe und Ehe. „Krone des Lebens“ hat sie ja auch Goethe genannt, aber zu seiner Zeit hat man doch nicht so allgemein wie heute ein zugleich

geschlechtliches, häusliches und seelisches Zusammenleben von Mann und Weib für das eigentliche Lebensglück gehalten, für Etwas, dessen Fehlen das ganze Dasein fast wertlos und zwecklos mache. Es hängt diese Erscheinung auch damit zusammen, daß unsere Vorfahren erheblich stärker als wir mit dem Jenseits rechneten und dort erst die Seligkeit erwarteten. Ihnen war es z. B. eine geläufige Vorstellung, daß Liebende, die sich hier getrennt sahen, drüben einander jauchzend in die Arme fallen würden.

Goethes Liebesgedichte dürfen uns nicht verleiten, ihn in die Gefühlswelt unserer Zeit herüberzunehmen. Er hat sie mit anderen Dichtern und Denkern geschaffen, aber er selber wohnte noch nicht als Erbe darin.

*

Es ist schon gesagt, daß Goethes Zeit-, Orts- und Lebensgenossen ihn durchaus für keinen Frauentnecht hielten; sein Umgang mit dem andern Geschlecht schien ihnen viel mehr ein Spiel zu sein, ein Ausruhen und Ländeln. Einige Urteilsfähige gingen weiter und behaupteten: auch in den ernsteren Fällen habe er sein Herz geschont. Oder sie sagen geradezu: es fehle ihm an Herz und Herzlichkeit; er sei einer starken, echten, treuen, hingebenden Liebe nicht fähig.

Allgemein war ja die Klage über seinen Mangel an Erwiderung, wenn ihm warme Gefühle entgegengebracht wurden, über seine Verstandesfühle, seine Verschlossenheit. Er halte sein Inneres oder Innerstes verschlossen, wo er sich sonst freundlich zeigte, was auch nicht häufig geschah. Schiller schrieb im Februar 1789 noch

nicht aus großer eigener Kenntnis, aber er hatte sich doch in Weimar schon ungehört. „Goethe ist noch gegen keinen Menschen“, meinte er danach, „zur Ergießung gekommen. Er hat sich durch seinen Geist und tausend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben; aber sich selbst hat er immer behalten, sich selbst hat er nie gegeben. Ich fürchte, er hat sich aus dem höchsten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geschaffen, bei dem er nicht glücklich ist.“ Wie hier gegen Karoline v. Beulwitz, so äußerte sich Schiller damals auch gegen Körner. „Ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade.“ Und „ich betrachte ihn wie eine stolze Prüde, der man ein Kind machen muß, um sie vor der Welt zu demütigen.“ Drei Jahre später war Goethe zu längerem Besuche bei Fritz Jacobi in Düsseldorf; sie vertrugen sich sehr gut, und Goethe zeigte sich in Gesellschaft oft als Meister der Unterhaltung. Aber die Kühle seines Wesens fiel auch hier auf. „Auch übermannt ihn nicht leicht das Wohlgefallen an Andern“ schreibt Jacobi an Johanna Schlosser, „und wenn es ihn übermannen will, da ist seine erste Bewegung: zu widerstehen. Hat es ihn überrascht, so widersteht er nachher aus Überlegung.“ Hierauf würde Goethe selbst antworten, daß er früher genug üble Erfahrungen nach allzu großem Zutrauen gemacht habe, oder was er 1809 zu Niemer sagte: „Nur der am empfindlichsten gewesen ist, kann der Kälteste und Härteste werden, denn er muß sich mit einem harten Panzer umgeben, um sich vor den unsanften Berührungen zu sichern.“ Aber nicht diese zarte Empfindlichkeit wurde ihm abgestritten; wer ihm

nahestand, kannte seine zeitweilig sehr starken Erregungen, sondern man glaubte nicht an die Tiefe, Treue und Vollkommenheit seiner Liebe, wo er liebte. Er gestand selber durch sein Ausweichen vor der Ehe ein, daß er zu so innigem und dauerndem Bunde nicht fähig sei; ungefähr Das behaupteten seine Tadler.

In den Jahren, wo ihn Lilli Schönemann sehr nahe an den Trau-Altar geführt hatte, war Johanna Fahlmer seine Vertrauteste gewesen; sie wußte über diese Vorgänge so genau Bescheid wie Niemand sonst. Vier Jahre später hatte Goethe ein Zerwürfniß mit Friedrich Jacobi, mit dem ihn vorher die zärtlichste Freundschaft vereinigt hatte; bei einem Besuche Goethes in Emmendingen sprach Johanna, nunmehr Schloßers zweite Frau, mit ihm über Jacobis Beschwerde; Diesem aber stattete sie nachher Bericht ab. Und dabei äußerte sie allgemein:

Goethe kann gut und brav, auch groß sein; nur in Liebe ist er nicht rein und dazu wirklich nicht groß genug. Er hat zu viele Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben lassen.

Dreizehn Jahre später war Goethe bei Jacobi zu dem längeren Besuche, der vorher erwähnt wurde, und nun berichtete Dieser an Johanna über seine neuen Eindrücke von dem gemeinsamen alten Freunde. Auch er fand „Mangel an Glut im Mittelpunkte seines Wesens.“ Ganz denselben Vorwurf erhob damals Frau v. Stein gegen Goethe. Man tut ihr Unrecht, wenn man ihren Zorn auf Goethe als Eifersucht gegen die Vulpius aufsaßt, denn Deren Amt hatte sie vorher nicht gehabt und sie war viel zu stolz, sich mit dieser Person zu ver-

gleichen. Vielmehr beklagte sie, daß Goethe die Liebe für eine Verirrung des Herzens halte und selber die Herzlichkeit entbehre oder verschmähe. Sie schalt, als er einmal die Liebe für eine Außerung der Jugend hinzustellen schien, wo doch die Liebe und Treue uns sehr wohl auch ins Alter begleiten können. Im Winter 1794 auf 95 vertrieb sie sich die Zeit damit, ein Schauspiel zu dichten; sich selber brachte sie als Elissa hinein und den vormaligen Freund Goethe als den Dichter und Politiker Dgon. „Du weißt, daß ich Dich einmal liebte“ spricht Dgon zu Elissa; „es ist schwer, die Wahrheit zu sagen, ohne zu beleidigen, aber die menschliche Natur ist schlangenartig: eine alte Haut muß sich nach Jahren einmal wieder abwerfen.“ Die Dame will von diesem neu:gehäuteten, nicht mehr liebenden Dgon nichts wissen und läuft aus dem Zimmer. Er aber behält auch da kaltes Blut und, weil es spät am Tage ist, begibt er sich mit der angenehmen Erinnerung nach Hause und zur Ruhe: „Mich brachte nie in der stürmischsten Leidenschaft das Andenken einer Geliebten um eine Stunde Schlaf.“

„Geh, er hat kein Gemüt und keine Liebe“ urteilte Dorothea Schlegel:Veit:Mendelssohn 1804 gegen Karoline Paulus; sie ist keine klassische Zeugin, war aber doch eine sehr scharfsichtige Frau und konnte gegen die Paulus, die in Jena mit Goethe bekannt gewesen war, nur Glaubhaftes behaupten. Auch die gleichfalls sehr gescheute Christine Reinhard war ja gerade über diesen Mangel an Gemüt und Liebe bei Goethe entsetzt.

Er schwebt wie ein Bewohner einer andern Sphäre über dem menschlichen Elend. Niemals spricht er von sich selbst.

Niemals interessiert er sich, soweit ich bemerkt habe, an Freuden und Leiden Anderer. Ein Zeichen von Zustimmung oder Abweisung erhält man selten von ihm. Er wird durch Nichts ergriffen. Erzählt man ihm Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen seiner Bekannten, so betrachtet er solche Erzählungen als Anekdoten und führt Ähnliches an.

Eben diese Teilnahmslosigkeit war es auch besonders, die Frau v. Stein nicht verwinden konnte, zumal da er sie sogar gegen die Schicksale ihres Lieblingssohnes Friß zeigte, der doch eine Reihe von Jahren auch der Sohn seiner eigenen Wahl gewesen war. Ob Friß gedieh oder vom Unglück verfolgt wurde, machte auf Goethe keinen sichtbaren Eindruck; dabei war zwischen Beiden nicht der geringste Streit gewesen. Eines Tages zeigte Frau v. Stein ihrer jüngeren Freundin Charlotte v. Schiller Goethes alte Liebesbriefe und wies vermutlich gerade auf die wärmsten oder heißesten Stellen hin. Die jüngere Charlotte verglich, als sie las, diese Briefe unwillkürlich mit den blutleeren, die sie einst von ihrem Bräutigam erhalten hatte, und da sie die übliche Witwenvergötterung für ihren Schiller sehr weit trieb, urteilte sie natürlich, daß Goethe allzu leidenschaftlich geliebt habe.

Es ist eine große Naturgewalt, der er selbst nicht zu entgehen vermag, die sein Wesen treibt und trieb. Ein uns für diese Erde entflohener Geist war auch menschlich, aber so lieben hätte er nie können . . . eigentlich bloß aus Leidenschaft konnte er nicht lieben.

Einige Jahre später versuchte sich Frau v. Schiller in einem Aufsätze über den „Meister“ klarer zu werden, wie Goethe bei ihr hieß, und da kam sie zu dem Schlusse, daß er allerdings zeitweilig der Leidenschaft unterworfen,

im Ganzen aber mit den Frauen nur leicht und locker verbunden gewesen sei. Im Stil der höheren Tochter, die sie bis an ihr Ende blieb, schrieb sie über Goethes halbe Ehe: „Er hatte nicht die Bande des Lebens geknüpft, die durch ihre Wahrheit und Innigkeit die Zufriedenheit des Herzens begründen.“ Wohl habe er das weibliche Herz gekannt, fuhr sie fort, „aber die Liebe hat ihn nicht mit süßem Vertrauen und Hingeben belohnt.“ Wenn er durch ein Mädchen, eine Frau zur Leidenschaft gestimmt worden sei, habe das Wort der Leonore über Tasso seine Richtigkeit gehabt:

Uns liebt er nicht! Verzeih', daß ich es sage!
 Aus allen Sphären trägt er, was er liebt,
 Auf einen Namen nieder, den wir führen.

Und ihr Schluß ist:

So hat er durch viele Stürme, die er überwunden, von den weiblichen Freundinnen sich unbestochen aus dem Gedränge geflüchtet und, indem er wohl manche Gelegenheit fand, wahres Gefühl von falschen Anmaßungen zu trennen, auch selbst zu lieben, wo er kein Recht an Liebe haben durfte, doch sein Herz geheilt und bewahrt.

Zu den vertrauten Freunden der Frau v. Schiller und ihrer Schwester Karoline v. Wolzogen gehörten Wilhelm v. Humboldt und seine Frau, die beide in Liebesfachen sehr urteilsfähige Menschen waren. Wilhelm kannte den Dichter und Menschen Goethe sehr gut; er machte ihm bis zuletzt lange Besuche in Weimar. „Liebe hat ihm immer gefehlt“ schrieb er 1819 an seine Karoline; „er hat sie schwerlich empfunden, und die rechte ist ihm nie geworden.“ Im Spätjahr 1823 fand er den alten Herrn in einem krankhaft-leidenschaftlichen Zustande,

dem ein Kampf um die Fräulein v. Levegow zu Grunde lag; er verstand allerdings sogleich, daß das große Karlsbader Gedicht, das Goethe selber sehr oft las und sogar auswendig wußte, bei dem ganzen Erlebnis eine Hauptrolle spielte. Goethe sei mehr mit seiner eigenen Stimmung beschäftigt, meinte er, und mit der Poesie, mit der er sie umspinnen hatte, als mit jener Urrike. Immerhin zweifelte er nicht, daß der Dichter im nächsten Sommer wieder nach Böhmen gehen werde, wo er wiederum ein Hausgenosse dieses geliebten Mädchens sein konnte. Aber der Herbst 1824 kam, und Goethe war zu Hause geblieben. Humboldt las es mit Verwunderung. „Als ich ihn sah“, schrieb er seiner Frau nach Marienbad, „sah ich sein ganzes Herz daran zu hängen. Vielleicht hat es sich in ihm umgewendet: er setzt gewöhnlich den beweglichen Fuß nur leicht auf.“

Ebenso urteilsfähig wie die Humboldts waren in Herzenssachen auch der Großherzog Karl August und sein Justizkanzler Friedrich v. Müller, und sicherlich wußte Niemand über Goethes innere Erlebnisse besser Bescheid als sein fürstlicher Freund. Nach einer mehr als fünfzigjährigen Bekanntschaft äußerte er gegen den Kanzler: Goethe habe einerseits zuviel in die Weiber gelegt, seine Ideale nämlich, aber eigentlich große Leidenschaft nicht empfunden.

*

Solche Urteile werden manchen Leser in seinen gewohnten Anschauungen stören, was man sich bekanntlich nicht gern gefallen läßt. Er wird selbst diesen Kennern nicht gern glauben wollen. Gibt es nicht noch bessere

Belehrung? Können und sollen wir nicht aus Handlungen und Opfern das wahre Maß der Liebesfähigkeit und der wirklich betätigten Liebe ablesen? Leider sehen wir auch da bei Goethe nicht ganz klar. Wir wissen, daß seine Ehescheu seine ganze Herzens- und Lebensgeschichte bestimmte. Der Satz in den ‚Lehrjahren‘: „Die Mißheiraten sind viel gewöhnlicher als die Heiraten“ war seine eigene Erkenntnis oder Erfahrung, aber wer will sagen, welche Beweggründe neben dieser Erfahrung ihn ledig bleiben ließen? Es ist üblich, Goethes Untreue gegen Friederike damit zu erklären, daß er als Genie seine Entwicklung zum Großartigen nicht durch eine frühe Ehe, durch eine Bindung an diese gute Pfarrerstochter gefährden durfte.¹⁾ Bei nüchterner Betrachtung müssen wir aber gestehen, daß wir durchaus nicht wissen, weshalb Goethe und Friederike kein Paar wurden. Die Schuld kann ja ebenso wohl bei dem Mädchen liegen; oder beide trifft kein Vorwurf; vielleicht, ja wahrscheinlich waren beide junge Leute in höchst profaischer Weise zu kränklich und schwächlich, um vorläufig ans Heiraten denken zu können. Im

¹⁾ Bielschowsty: „Goethe hatte ein Ideal von sich selbst, das ihm durch eine Verbindung mit Friederiken zerstört zu werden schien. Der Riese wollte kein Zwergenleben führen . . . Seine Ideale quälten ihn; sie trieben ihn unwiderstehlich, sich in die Flut der Schicksale zu mischen, um in ihr seine titanischen Kräfte zu erproben und zum Sichausleben zu bringen . . . Große Genies sind minder Herren ihrer selbst als andere Erdenkinder. Sie gleichen gewaltigen Naturkräften, die den in ihnen waltenden Gesetzen folgen müssen. Sie sind gesandt, die Menschheit zu erlösen, während sie selbst in Erfüllung ihrer Mission sich in Schuld verstricken.“

Falle Lilli erkennen wir gleichfalls nicht, was die Trennung der Liebenden schließlich und hauptsächlich herbeiführte. In den folgenden Jahren scheint Goethe der Frau v. Stein das unermessliche Opfer zu bringen, daß er aus Liebe zu ihr auf das Glück der Ehe verzichtet; aber sicherlich verzichtete er darauf auch aus Ehescheu. Dieser Scheu mag wohl auch die Furcht zu Grunde liegen, daß eine Ehefrau seine Arbeitszeit, seine Schaffenskraft, seine Entwicklungsfähigkeit verkürzen könnte; wahrscheinlicher aber hielt er sich selber nicht für tauglich zur Ehe, nicht geeignet zum beständigen, im kleinen Kreise und am selben Orte verharrenden Ehemann, der mit dem einmal gewählten Weibe Freude und Leid auf Lebenszeit gemeinsam tragen kann. Ihm fehlte vor Allem die Ruhe, die Stetigkeit. Er hat bis in sein hohes Alter beständig seinen Aufenthalt gewechselt, große Reisen gemacht oder geplant, die Sommer in Böhmen und sonst in Bädern zugebracht, aber auch den Rest des Jahres nicht in seinem Hause zu Weimar ausgehalten, sondern vielfach in Jena oder im Gartenhause an der Elm schlecht gewohnt, um ungestört zu bleiben. Er hat selber über seine geistige Gesundheit bis zur italienischen Reise so böse Aussagen gemacht, daß schon daraus die Pflicht zur Ehelosigkeit abzuleiten wäre. Seine nächste Blutsverwandte, die einzige Schwester, sah er unglücklich in ihrer Ehe, obwohl ihr Mann nichts zu wünschen übrig ließ: Kornelie war offenbar untauglich zur Ehe. Auch seine Eltern waren nicht so glücklich mit einander, daß er für sich einen ähnlichen Zustand hätte wünschen können, und ebenso beobachtete er in seinen

Bekanntentreisen fast nur solche Ehen, wie er sie aus einem oder anderm Grunde für sich nicht begehren konnte.

Frau v. Stein bot ihm eine innige geistige Gemeinschaft ohne die Ehe; Christiane Vulpius ersparte ihm die Ehe, indem sie ohne solches Band seine Haus- und Bettgenossin wurde. Gegen die deutschdänische Dichterin Friederike Brun stellte Goethe 1795 es selber so dar: aus Scheu vor einer genauen Verbindung sei er nach und nach mit diesem Mädchen in die genaueste Verbindung gekommen. So drückte es ja auch Schiller einige Jahre später gegen die Gräfin Schimmelmänn aus: Goethe sei in dies bedauerliche Verhältnis „durch einige falsche Begriffe über das häusliche Glück und durch eine unglückliche Ehescheu“ geraten.

Schiller und einige andere Beobachter, namentlich auch Frau v. Stein, sahen voraus, daß dieser Versuch, der Ehe zu entgehen, mißglücken würde. Als das Mädchen ihm Kinder gebar und das erste Söhnchen auch am Leben blieb, war bei Goethes Gutherzigkeit die Entwicklung entschieden. Schiller urteilte schon im Oktober 1790:

Er fängt an, alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Torheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er [seine Mamsell] in wenigen Jahren heiratet.

So rasch kam es nun zu einer gesetzlichen Trauung nicht, aber es ward eine „Gewissensehe“, und Schiller blieb der Meinung, daß sein Freund, um den Regen zu vermeiden, sich unter die Traufe gestellt habe. Er

sprach noch im Jahre 1800 die Ansicht aus, daß Goethe eigentlich durch dieses häusliche Mißverhältnis unglücklich sei, daß es ihn drücke, und erklärte sein Ausharren damit, daß er „zu schwach und zu weichherzig“ sei, es abzuschütteln. „Diese einzige Blöße Goethes“, so fuhr er fort, „hängt mit einem sehr edlen Teil seines Charakters zusammen.“

Vielleicht unterschätzte Schiller den Wert, den Christiane durch ihre treue Ergebenheit und ihren beständigen Frohsinn für Goethe hatte; aber sicherlich liegt dem Verhalten Goethes zu Christianen mehr eine andauernde Güte als eine starke Liebe zugrunde. Man denke an seine überaus häufigen und oft recht langen Abwesenheiten von dem Hause, wo Christiane waltete, und an sein oft wahrnehmbares Verlangen nach geistigeren Frauen!

Kurz, des Herzogs Urteil, daß Goethe keine eigentlich große Leidenschaft für Frauen empfunden habe, ist kaum zu widerlegen. Wer seine Augen gerade auf Goethes Liebesverhältnisse richtet, sieht freilich viel Ausdrücke und Erscheinungen der Liebe, selbst wenn er nichts hinzudichtet, was die Meisten tun. Wer aber auf Goethes ganzes Lebenswerk blickt, auf seine Leistungen, seine Ausfüllung der Tage und Jahre, Der wird nicht behaupten, daß Goethe vom andern Geschlecht sehr abhängig oder ihm sehr ergeben gewesen sei. Jedenfalls spielt die Liebe in seinem Leben keine größere Rolle als bei uns Durchschnittsmenschen auch.

Drittes Kapitel.

Der Weg zur Heiligkeit.

Ein ernsthaft gemeintes Christentum — und darin suchte Goethe in jüngeren Jahren einheimisch zu werden — bedeutet Verachtung und Überwindung des Irdischen und Fleischlichen, ein höheres Leben, ein Streben nach Heiligkeit. Diese Heiligkeit aber bezieht sich vornehmlich auch auf das Verhältnis zwischen beiden Geschlechtern. Die körperliche Vereinigung von Mann und Weib in sinnlicher Brunst erinnert an das Tier, entfließt viel weniger dem Geiste als dem tierischen Leibe, erscheint als ein Niedriges, das wir überwinden und hinter uns lassen müssen, wenn wir den Engeln und Gott näher kommen wollen. Es schämen sich ja sogar rohe Menschen dieser Dinge und möchten nicht dabei betroffen werden; auch vermeiden alle Künstler ihre Darstellung, obwohl sie es doch immer mit dem Verhältnis der Geschlechter und mit bedeutenden Vorgängen zu tun haben. Die Natürlichkeiten seien nicht schändlich, sagt ein altes lateinisches Wort; wir wiederholen es mit Überzeugung, und dennoch möchten wir die vollkommenste, innigste, liebreichste Zusammenschließung beider Geschlechter und die Erzeugung unserer Nachfolger eigentlich anders wünschen, als die Natur sie geordnet hat. Wenn wir uns aber sehr heilige Männer und Frauen vorstellen, so denken wir sie keusch und jungfräulich. Den stärksten Ausdruck hat

dies Bedürfnis im Bilde der Maria gefunden, die als Jungfrau gedacht wird, obwohl sie doch nur durch ihre Mütterlichkeit der Welt bekannt und von Glorienschein umstrahlt worden ist. Ja, so sehr unbefleckt vom widerlichen Geschlechtsakt wollte man sie sich gern vorstellen, daß schon ihre Mutter, die heilige Anna, sie ohne männliche Beihilfe hervorgebracht haben sollte.

Der Begründer und Inbegriff der christlichen Religion kann erst recht nicht anders als keusch gedacht werden, ungebeugt vom Joche der tierischen Notdurft nach dem andern Geschlecht. Als seine Jünger in einer Unterredung mit ihm einmal meinten, bei seiner strengen Auffassung der Ehe sei es geraten, lieber gar nicht zu heiraten, da erwiderte er:

Das Wort fasset nicht Jedermann, sondern denen es gegeben ist. Denn es sind Etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren, und sind Etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind, und sind Etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreichs willen. Wer es fassen mag, Der fasse es! (Matth. 19.)

Christi größter Apostel, Paulus, machte kein Hehl, daß er zu den Unfähigen der ersten oder dritten Art gehöre. Als er den Christen zu Korinth seinen ersten Brief schrieb, riet er ihnen: obwohl es dem Menschen gut sei, daß er kein Weib berühre, so sollten sie doch lieber heiraten, als sich der Gefahr aussetzen, in Hurerei zu verfallen. Dann fuhr er jedoch fort:

Ich wollte aber lieber, alle Menschen wären, wie ich bin. Aber ein Jeglicher hat seine eigene Gabe von Gott, Einer so, der Andere so. Ich sage zwar den Ledigen und Verwitweten: es ist ihnen gut, wenn sie auch bleiben, wie ich bin. So sie aber

sich nicht enthalten, so laß sie freien. Es ist besser freien denn Brunst leiden.

Er weist auch darauf hin, daß die leibliche Vermischung der Geschlechter für beide Teile eine viel stärkere Gebundenheit an die irdischen Dinge zur Folge hat.

Ich wollte aber, daß Ihr ohne Sorge wäret. Wer ledig ist, Der sorget, was dem Herrn angehöret und wie er dem Herrn gefalle. Wer aber freiet, Der sorget, was der Welt angehöret und wie er dem Weibe gefalle. Es ist ein Unterschied zwischen einem Weibe und einer Jungfrau: welche nicht freiet, Die sorget, was dem Herrn angehöret und daß sie heilig sei, beides am Leibe und auch am Geiste; Die aber freiet, Die sorget, was der Welt angehöret und wie sie dem Manne gefalle. Solches aber sage ich zu Eurem Nutzen: nicht daß ich Euch einen Strick an den Hals werfe, sondern dazu, daß es fein ist und Ihr stets ungehindert dem Herrn dienen könnet . . .

Endlich: welcher verheiratet, Der tut wohl; welcher aber nicht verheiratet, Der tut besser.

Diese Lehren über das Geschlechtsleben beherrschten die christliche Kirche von Anfang an bis zur Reformation und nachher den größeren, katholisch gebliebenen Teil bis auf diesen Tag, freilich zumeist in der vergrößerten Form, daß den Laien die Ehe vollkommen frei steht und die fleischliche Sünde leicht verziehen wird, während alle Priester, Mönche und Nonnen zur Keuschheit verpflichtet werden. Die Protestanten schafften das Priesterzölibat ab, wandten sich gegen Möncherei und Nonnerei und rühmten um so kräftiger die Ehe und das Familienleben als natürliche, heilsame und gottgewollte Einrichtungen. Aber es konnte nicht ausbleiben, daß auch bei vielen Frommen, die in protestantischen Kirchen und Sekten aufwuchsen, ebenso wie der Hang zu einem klöster-

lichen Gemeinschaftsleben und zur Absonderung von der „Welt“ auch das Streben nach Heiligkeit in geschlechtlichen Dingen wieder zu Tage trat, hörten sie doch von den Vorbildern der alten Zeit und lasen sie doch eifrig im Neuen Testament, wo solche Abwendung vom weltlichen und natürlichen Menschen, die Wiedergeburt, immer wieder gelehrt und gefordert wird. Hinzu kommt die höchst natürliche und außer allem menschlichen Willen liegende Tatsache, daß bei vielen Menschen der Geschlechtstrieb nur schwach auftritt oder verkehrte Richtungen nimmt, also nach einer Überwindung geradezu zu verlangen scheint. Auch werden Viele irgendwie von sich aus gehemmt, den schwachen oder starken Trieb zu betätigen. Ihnen liegt es sehr nahe, aus der Not eine Tugend zu machen und, wie die Hindus in der Wüste gern das Gelübde tun, keine Fische zu essen, sich für den höheren Stand der Keuschheit und Jungfräulichkeit zu entscheiden. Wir Menschen sind glücklicherweise so geschaffen, daß unsere Gesinnungen oder Überzeugungen recht schön mit unsern Neigungen, Bedürfnissen und Zuständen zusammenklingen. Einem Können und Müssen entspricht gewöhnlich ein Wollen, einem Nichtmüssen oder Nichtkönnen eine freiwillige Entsagung. Womit aber keineswegs die Heiligen oder nach Heiligkeit strebenden Mitmenschen in Bausch und Bogen herabgesetzt werden sollen; es ist ja oben schon zugestanden, daß unser gesamtes Unterleibswesen und aller dumpfer Zwang der Tiernatur wirklich mit jedem Ideal eines höheren Menschentums unvereinbar ist.

Als Goethe in die Jünglingsjahre trat, neigte er zum Philosophieren nicht weniger als zum Dichten, und es ist uns überliefert, daß er mit einigen Freunden über Liebe und Ehe gern einen Meinungsstreit hatte, wie auch nicht anders zu erwarten. In Leipzig bekam er für solche Betrachtungen einen bestimmten Unlaß und besonderen Fall. Er liebte ein Mädchen, bei dem er, der Siebzehn- und Achtzehnjährige, aus verschiedenen Gründen nicht an's Heiraten denken konnte. Er empfand es halb wie ein Unrecht und schämte sich anfangs vor seinen bisherigen Freunden. Aber losreißen mochte er sich doch auch nicht. Was war aber das Rechte? Der Gewissenlose wartet eine günstige Gelegenheit ab und verführt das Mädchen: so hat er sein Teil; ein Knabe wie Goethe aber möchte allerdings auch gern wissen, ob seine Geliebte sich, wenn er will, ihm ganz ergibt, oder aber er zweifelt gar nicht daran, daß ihr Widerstand unter seinen Worten, Blicken und Küssen schmelzen wird, wie der Schnee unter Sonnenstrahlen. Soll er nun seine Zauberkraft durch die That beweisen und als Triumphator weiterziehen? Unser Moralist wies es von sich. Er dachte sich eine solche Szene aus: das Mädchen, von eigener Kraft verlassen, steht zuerst ihn an, sie zu verschonen, und dann den Vater-Gott im Himmel, sie im letzten Augenblick zu retten.

Naht euch, Verführer, deren Wange nie
 Von heil'gem Graun errötete,
 Wenn eure Hand gefühllos, wie
 Die Schnitter Blumen, Unschuld tötete,
 Und euer Siegerfuß darüber tretend sie
 Durch Hohn zum zweiten Male tötete!

Maht euch! Betrachtet sie!
 Der Vielgeliebten Tränen rollen!
 Hört ihre Seufzer! Hört die feuervollen
 Gebete! Wehe Dem, der dann
 Noch einen Wunsch zu ihrem Elend wollen,
 Noch einen Schritt zum Raube wagen kann!

Hört es, Männer! Nicht ein liebesschwaches Mädchen,
 sondern sich selbst überwinden, beweist die höhere Kraft.

Erst recht widerte unsern jungen Moralisten die
 Mätressenwirtschaft der Fürsten und Reichen an, und er
 hätte ihnen gern gepredigt, daß sie für ihr Gold nicht so
 viel Wollust eintauschen können, wie er, der Tugend-
 hafte, für umsonst hatte. Wieso Wollust? Wer Brot
 oder Kartoffeln recht gut kaut, holt mehr Wohlgeschmack
 heraus wie der hastig Schlingende aus dem kostbarsten
 Braten. So verständig hielt es der junge Student mit
 seinem Rätchen in der Liebe:

Ich bin genügsam und genieße
 Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
 Wenn sie beim Tisch des Liebsten Füße
 Zum Schemel ihrer Füße macht,
 Den Apfel, den sie angebissen,
 Das Glas, woraus sie trank, mir reicht
 Und mir bei halb geraubten Küffen
 Den sonst verdeckten Busen zeigt.

Goethe erlebte es bald, daß sein Mädchen noch
 verständiger wurde als er. „Nichts mehr von Küffen!“
 ward nun die Verabredung, „nur Freundschaft.“ Und siehe!
 Das erwies sich als ein neues Glück, ein höherer Zustand.

Keine Vertraulichkeit mehr, nicht ein Wort von Liebe
 mehr, und so vergnügt, so glücklich! Behrlich, sie ist ein Engel!
 Es sind heute zwei Jahre, daß ich ihr zum ersten Male sagte,

daß ich sie liebte. Zwei Jahre, Behriſch, und noch! Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundschaft auf. Doch nicht ich! Ich liebe sie noch so sehr! Gott, so sehr!

Auch diese Erfahrung goß der junge Poet in einen Gesang. Der sonderbare Jüngling predigte nun wirklich: Fern von der Geliebten ist es noch schöner als bei ihr im Stübchen! Denn es gibt eine hohe Liebe, von deren verfeinertem Genusse uns das Beisammensein der Körper ablenken würde.

Trink, o Jüngling, heil'ges Glück
 Taglang aus der Liebsten Blicke,
 Abends gaukl' ihr Bild dich ein!
 Kein Verliebter hab' es besser!
 Doch das Glück bleibt immer größer:
 Fern von der Geliebten sein.

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
 Heimlich wie die Kraft der Sterne,
 Wiegen dieses Blut zur Ruh.
 Mein Gefühl wird stets erweichter,
 Doch mein Herz wird täglich leichter,
 Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich sie vergessen,
 Und doch kann ich ruhig essen,
 Heiter ist mein Geist und frei;
 Und unmerkliche Betörung
 Macht die Liebe zur Verehrung,
 Die Begier zur Schwärmerei.

Aufgezogen durch die Sonne,
 Schwimmt im Hauch äther'scher Wonne
 So das leichtste Wölkchen nie
 Wie mein Herz in Ruh und Freude!
 Frei von Furcht, zu groß zum Neide
 Lieb' ich, ewig lieb' ich sie!

Sicherlich fühlte und dachte er nicht immer so, aber es bezeichnet ihn gewiß, daß er sich zu solcher nicht-sinnlichen Liebe zu überreden suchte.

*

Eine sehr schwere Erkrankung brachte ihn dem Geisterreiche bald unheimlich nahe und stimmte ihn erst recht zu ernstern Gedanken. Zuerst lag er in Leipzig darnieder, nachher in der Heimat. Hier kam ein Fräulein von mittleren Jahren, Susanna v. Klettenberg, eine Freundin seiner Mutter, oft in seine Krankenstube; sie war eine Fromme herrnhutischer Färbung, hochgebildet, wohlhabend, ein durchaus adliges Wesen. Bald gewann sie großen Einfluß auf den Studenten, dem der Lebensatem so früh auszugehen schien. Auch sie war kränklich und sie freute sich geradezu auf die Ablösung ihres besseren Ichs aus den Fesseln des irdischen Leibes, auf ihre Erhöhung aus der Unterwelt, in der wir hier wohnen, zu den seligen Gefilden, wo Christus herrscht. Sie war so wenig als nur möglich an diese Zeitlichkeit gebunden. Wohl hatten sich früher mehrere ansehnliche Männer um sie beworben, aber sie war zweimal in letzter Stunde vor dem Traualtar zurückgewichen und hatte sich dann endgültig zur Ehelosigkeit entschlossen: ganz im Sinne des großen Apostels, um nicht durch die Ehe und deren Unfreiheit ihr höheres Leben, ihr Fortschreiten zu den Armen des Heilands zu gefährden. Eine Reihe von Jahren hatte sie in einem Seelenbündnis mit einem verheirateten, geistig bedeutenden Manne, Karl Friedrich v. Moser, gelebt; mit ihm und ihrer Schwester zusammen hatte sie ein Buch „Der Christ in

der Freundschaft' verfaßt: ein Zeugnis, daß die Freundschaft der Seelen über der Geschlechtsliebe stehe. Jetzt sprach sie zu dem kranken Studenten wie eine Freundin Christi. Und ihr junger Zuhörer wurde immer frömmer, rechnete sich selber schon zu den Herrnhutern und andern Pietisten. Er fing an, ganz ähnlich wie die Klettenberg zu reden. Ein anderer junger Mensch, der zu ihm aufschaute, Trapp in Worms, fragte ihn, ob er heiraten solle. Goethe weigerte sich, einen Rat zu geben, denn in solcher sittlichen Frage müsse man sich ganz von Gott raten und führen lassen, dem wir uns ja im Gebet nähern können. „Reflexionen sind eine sehr leichte Ware“ und „überhaupt ist Dies eine von denen Gelegenheiten, wo unsere Klugheit, Weisheit, Grübeleien oder Unglauben, wie Sie es nennen wollen, am wenigsten ausrichtet.“

Diese Pietisten und Sektierer, zu denen Goethe beinahe gehörte und von denen er sich später nur sehr langsam entfernte, bildeten eine Brücke zwischen Protestanten und Katholiken, denn aller Streit um unverständliche Lehrmeinungen verstummt, wo die Lebensfrömmigkeit zur Hauptsache wird. Von Luther war jetzt nicht mehr so viel die Rede wie in früheren Zeiten; Gestalten wie Zinzendorff und Lavater traten in den Vordergrund. Die Ehelosigkeit und Jungfräulichkeit, die Überwindung des Geschlechtlichen um des inneren Lichtes willen kam wieder zu größeren Ehren. Eine Absonderung der Geschlechter von einander trat nur stellenweise ein; eher kam es zu vermehrten Zusammenkünften von Brüdern und Schwestern, zu häufigeren Seelen-Freundschaften zwischen Männern und Frauen, wobei das etwaige Verheiratet-

sein des einen oder andern Theiles kein Hindernis machen durfte. Es entstand ein Glauben an die reine Liebe.

Von katholischen Schriftstellern ward damals Fenelon auch bei deutschen Protestanten gelesen. Bei ihm mag Vielen zum ersten Male der Begriff und Ausdruck le pur amour vorgekommen sein, denn es war in jener Zeit noch gar nicht üblich, über die Liebe in Büchern zu handeln. Fenelon redet unter diesem Titel zuerst vom rechten Verhältnis des Menschen zu Gott: nicht unser Wohlbefinden, sondern die Verherrlichung Gottes ist Zweck und Ziel der Schöpfung, der wir uns einzu-
fügen haben. Die Märtyrer und Heiligen sind Vorbilder solcher wahren Liebe zu unserm Schöpfer. Freundschaft und Liebe zwischen Menschen verdienen nur insofern Ehre, als sie uneigennützig, unberechnend sind. Auf unsern Genuß oder Vorteil darf es dabei nicht ankommen. Das bezeugen schon Heiden wie Cicero, Plato und Sokrates. Wie wir selber um unsertwillen geliebt sein möchten, so sollten wir den Andern mit Hingabe und Aufopferung lieben. Göttlicher als das Geliebtwerden ist das Lieben, Geben seliger als Nehmen. Wenn wir in andern Menschen das Schöne und Gute erkennen, von ihm entzückt und beglückt werden: müßten wir, dürften wir da noch für diese unsere Bewunderung und Freude einen Lohn, eine Erwidernng erwarten? Echte Liebe sucht nicht das Ihrige, sondern vergißt es, bringt die größten Opfer gern und geht sogar freudig in den Tod um des Andern willen. Plato verweist auf die Alkestis, die sich in die Unterwelt führen ließ, damit ihr Mann das Leben droben im Licht behalte. Die Freunde Damon und Pythias, deren Ge-

schichte später Schiller in der ‚Bürgschaft‘ erzählt hat, sind ein andres von den Alten gerühmtes Beispiel wahrer Liebe. Plato lehrt immer wieder, daß das Göttlichste im Menschen sichtbar werde, wenn er aus Liebe zu einem Andern oder zu etwas Anderem aus sich selbst herausträte, sich selbst überwinde und vergesse. Fenelon darf als katholischer Bischof nicht zugeben, daß die Heiden nach solchen Lehren gelebt hätten; er hält sie aber doch seinen Mitchristen als Spiegel vor: so hoch sollten wir Erlösten in der Tat stehen!

Ob Goethe damals schon mit Andern das Schlagwort „platonische Liebe“ gekannt, verstanden oder mißverstanden hat, kann ich nicht sagen; sicherlich wußte er, daß Plato und andere griechische und römische Philosophen für die Weltflucht, für die Läuterung der Seele durch Unterdrückung der Sinnlichkeit und Erhebung zum Guten, durch möglichstes Freiwerden vom Leibe, der uns herabzieht, mit großem Ernste eingetreten sind. Gut bezeugt ist Goethes frühe Liebe zu dem großen jüdischen Denker Spinoza. Bei ihm las er, daß des Menschen höchstes Gut und größtes Glück die geistige Liebe zu Gott sei, und es prägte sich ihm der Satz ein, daß, wer Gott liebe, nicht verlangen dürfe, daß Gott ihn, den Einzelnen, gleichfalls liebe. In seinem Alter bezeugte Goethe (in ‚Dichtung und Wahrheit‘ III, 14), daß gerade dieser Satz mit seinen Vorderfragen und Folgen sein ganzes Nachdenken erfüllt, und daß die „grenzenlose Uneigennützigkeit“, die aus Spinozas Schriften überall hervorleuchtet, ihn an diesen damals wenig gekannten und noch weniger geachteten Lehrer gefesselt habe.

Uneigennützig zu sein in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jenes freche spätere Wort: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ mir recht aus dem Herzen gesprochen ist.

*

Goethe erwähnt in diesem Zusammenhange seinen um einige Jahre älteren Jugendfreund Friedrich Jacobi, der ihm sowohl in der Kenntnis Spinozas wie im philosophischen Denken überhaupt schon vorgeschritten gewesen sei und mit dem er die allervertraulichsten Aussprachen hatte. Jacobi war, als Goethe ihn kennen lernte, glücklich verheiratet und zeugte mit seiner Betty schöne Kinder; er trieb aber nebenbei einen großen Kultus mit einer ungeschlechtlichen, höchst sublimen Liebe zwischen Mann und Weib. Als er durch Goethe vom Denken und Studieren auch ins Schreiben und Dichten kam, bildete er einen Roman von einem Woldemar und einer Henriette, die sich auf's aller Schönste lieben und vollkommen einig sind — und weiter nichts. Sie leben sehr nahe bei einander, denn Henriette ist die Schwägerin von Woldemars Bruder. Sie und Woldemar könnten sich sogleich heiraten, da nicht das geringste Hindernis besteht; es fällt ihnen nur nicht ein, daß sie verschiedenen Geschlechtes sind, und daß sie gerade deshalb ihre Gemeinschaft auch auf das Schlafzimmer ausdehnen könnten.

Es dauerte keine zwei Jahre, da waren beide Seelen so ganz von einander durchwittert, waren mit einander in so geheime durchgängige Befassung geraten, daß sie nie in Etwas sich mißverstanden. Woldemar erlaubte sich nun gegen seine Freundin nicht die kleinste Zurückhaltung mehr; er wollte nicht höher bei

ihr gelten als seinen innerlichen Wert, und da sie ihn so gut zu fassen imstande war, als er nur selber mochte, so sah er keinen Grund, ihr Irgendetwas zu verhehlen. Sie durfte so leise in sein Zimmer treten, als sie Lust hatte, und bei jedem Geschäfte ihm über die Achsel gucken. Wenn er verreist war, erbrach sie alle seine Briefe ohne Ausnahme, die an ihn kamen, und beantwortete viele davon, auch Die von dem vertrautesten Inhalt, an ihres Freundes Statt.

Woldemar fühlte sich wie neugeboren: alle Menschen waren ihm lieber, und er war es allen Menschen und sich selbst.

Ja, so fern waren diese heiligen Menschen von allem Eigennütigen und Unreinen, daß Henriette auf den Gedanken kam, ihren Freund an eine Freundin Alwine zu verheiraten. Das geschah und glückte vollkommen: es gab eine Liebe zu Dreien, ohne Flecken oder Mangel!

Der Erzähler dieser seltsamen Geschichte war zuerst Kaufmann gewesen, dann höherer Staatsbeamter geworden; er kannte die Welt und wußte also, daß uns solche Menschen nicht überall begegnen; er versicherte aber, daß sie möglich seien, und vertief sich auf seine eigene Erfahrung. Noch im Jahre 1794 betonte er in einem Briefe an Wilhelm v. Humboldt, daß dergleichen reine Liebe in der Natur liege, in der Natur des Menschen sowohl wie in der Natur der Liebe.

Wer je in seinem Leben geliebt hat, weiß, daß die erste Bedingung der Liebe Feindseligkeit gegen die tierischen Triebe ist, und ich kann Dies einmal nicht für die Täuschung eines bösen Geistes halten, der uns nur zum Besten haben will. Ich kann es also zugeben, Woldemars Freundschaft zu Henriette sei von Anfang an leidenschaftlicher Natur gewesen, und seine Abneigung, sich mit ihr zu verheiraten, bleibt dennoch in der

Natur und deutet auf einen so schönen Grund derselben, daß es verzeihlich ist, sich hier etwas zu versteigen.

Als Goethe in alten Tagen seinen Lesern von seinen eigenen ersten Liebesverhältnissen erzählen wollte, mehr symbolisch als nach wirklich erlebten Tatsachen, da leitete er die erste Geschichte mit einem ähnlichen Gedanken ein:

Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde.

Er bezieht diesen Satz auf sich und das Frankfurter Gretchen; er schildert aber auch seine schönen Tage in Sesenheim ganz in dem Sinne, daß die Liebe an sich ein Herrliches sei:

Ich ging — du standst und sahst zur Erden
Und sahst mir nach mit nassem Blick!
Und doch, welch Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch' ein Glück!

„Sehr schön!“ ruft da auch der Philister aus. Aber dann fragt er: Warum hat denn Goethe das gute Mädchen nicht geheiratet? Oder auch: Haben denn die Beiden wenigstens ihren jungen Geschlechtstrieb mit einander befriedigt? Denn die bloße Liebe: lohnt sich denn Das?

Bei dieser Frage scheiden sich die Geister.

*

Als Goethe in den nächstfolgenden Jahren in Darmstadt mit jungen Mädchen und Frauen bekannt und vertraut wurde, da waren es Solche, die, wie er, nach der Seelenliebe verlangten. Nicht daß sie die Ehe gehaßt

oder gefürchtet hätten, aber sie stellten die empfindsame Freundschaft über Alles; sie sonderten sich vom Haufen der gewöhnlichen Menschen ab und bildeten eine Gemeinde der Heiligen. Drei Mädchen begrüßten den Wanderer Goethe mit dem Kusse der reinen Liebe: Jungfer Flachslund, die mit Herder versprochen war, Fräulein v. Roussillon, die ihrer Lunge wegen an keine Ehe denken durfte, und Fräulein v. Ziegler, die als Altadlige für den bürgerlichen Advokaten nicht in Frage kam. Daß sie sich unter einander mit erhabenen Namen nannten: Psyche, Urania und Lila, gehörte zum Ganzen, denn ihr Fühlen und Wollen war nicht Das der andern Karolinen, Henrietten und Luisen. Goethe aber träumte gern ihre Träume mit, dichtete Oben an die guten Mädchen und geriet in Entzückung, wenn Lila ihm in der allgemeinen Schwärmerei ihr Mäulchen, nein, die „himmlische Lippe“ hinhielt.

Und ich wankte, nahe mich,
 Blicke, seufze, wankte:
 Seligkeit! Seligkeit!
 Eines Kusses Gefühl!
 Mir gaben die Götter
 Auf Erden Elysium!

*

Kurz darauf sah er sich nach Wehlar versetzt. Als ihn dort eine rasche Liebe zu einem Mädchen erfaßte, die nicht die Seine werden konnte, weil sie fast von Kind auf einem braven jungen Manne versprochen war, als ihm dies Zuspätkommen fast zugleich mit seiner Liebe bewußt wurde, da war er auf diesen schwierigen Fall

innerlich so gut vorbereitet wie Einer. Mußte und konnte nicht gerade wegen dieses älteren Verhältnisses sein Dienst für dies Mädchen und die erwidernde Liebe Lottes rein wie Engelliebe bleiben? „Ich bin nun der Narr, das Mädchen für was Besonderes zu halten“ erklärte Goethe einem Hausgenossen, der an die Dauer der dreieckigen Freundschaft nicht glauben wollte. Und er versicherte, daß der erste Augenblick, der ihm das Mädchen näher, allzu nahe brächte, der letzte ihres Umgangs sein würde. Wirklich gelang es ihm, diese Liebe rein zu erhalten. Als Lotte längst ihren Restner geheiratet hatte, nannte Goethe sie auch gegen den Ehemann noch seine Lotte; er sei gescheut bis auf diesen Punkt, fügte er scherzend hinzu. „Daß ich sie so lieb habe, ist von jeher uneigennützig gewesen“ konnte er dem nunmehrigen Eheherrn versichern, und ebenso durfte er fragen: „O Restner, wann hab' ich Euch Lotten mißgönnt im menschlichen Sinn?“

In Wezlar hatte zu gleicher Zeit ein ähnlicher junger Mann gelebt, Wilhelm Jerusalem aus Braunschweig, und sein Herz gleichfalls auf eine unerreichbare oder schwer erreichbare Schöne, eine Frau Herd, gerichtet; seine Geschichte aber endete mit einem freiwilligen Tode.

Bald darauf war Goethe noch einmal der Dritte neben einem priesterlich verbundenen Paare; er spürte wohl, daß die sehr junge Frau Maximiliane Brentano von ihrem alten Eheherrn weg zu ihm strebte, wenn auch vielleicht nur unbewußt. Wiederum hielt er streng an der reinen Liebe fest, was in diesem Falle ein Weiden des Hauses, wo das leidende junge Weibchen sich an seine

Brust werfen konnte, zur Folge hatte. Aus seinen eigenen und Jerusalems Erlebnissen bildete er damals einen Roman: ‚Die Leiden des jungen Werthers.‘

*

Als dieser Roman erschien, übte er eine gewaltige Wirkung aus und fand mehr Leser als je ein deutsches Buch vorher. Eine der Ursachen, daß diese Erzählung soviel zu denken, zu reden, zu fühlen gab, war die neue Auffassung der Liebe oder, was Dasselbe sagt, der neue Charakter des Liebenden. Denn Werthers Liebe war eine reine, heilige, himmlische und doch auch eine wunderbar starke, glühende, schier verzehrende. Diese Darstellung der Liebe, die vollkommen von wirklichen Erlebnissen, aus wirklich abgesandten Briefen abgeschrieben zu sein schien, wie sie es größtenteils auch war, ergriff besonders die edlere Jugend mächtig. „Jeder Jüngling wünscht sich, so zu lieben, Jedes Mädchen, so geliebt zu sein“: so begann ein Gedichtchen, das Goethe selber in einem ausgeliehenen Abdrucke seines Romans fand und dann vor die zweite Auflage drucken ließ.

Aber wohin kämen wir, fragten sich die älteren oder verständigeren Leute, wenn jede Grete und Hanne ebenso verehrt sein wollten wie diese Lotte, die doch auch kein Wundertier ist? Und überhaupt: wie kann man eine zwecklose, sinnlose, unerwünschte, verbotene, überspannte und krankmachende Liebe verherrlichen? Wie dürfte man eine reine und geistige Liebe lobpreisen im Gegensatz zu derjenigen, die die Menschheit braucht, der natürlichen und sinnlichen, welche Begründung eines Hausstandes, ordentliche Kindererziehung und (warum nicht

auch?) die Ergöglichkeit des Ehebettes zum Zwecke hat? Was sollte man dazu sagen, daß in diesem höchst bedenklichen Romane das vernünftige und löbliche Verhältnis zwischen dem vortrefflichen Albert und seiner Lotte nur den dunkeln Hintergrund bildete, auf dem Werthers phantastische Liebe hell erstrahlte? War es jungen Leuten zu wünschen, daß sie solche unnütze Werther-Liebe für die rechte Liebe hielten und in solchem Irrtum das für Leib und Seele wirklich heilsame verpaßten?

Lessing war gewiß kein Philister, aber auch ihm mißfiel diese Werther-Liebe. „Glauben Sie“, schrieb er an Eschenburg, „daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine solche [Liebestraferei], welche [gegen die Natur etwas zu wagen] antreibt, nur kaum einem Mädchen verziehen haben. Solch' klein-große, verächtlich-schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß.“

Es ist wahr: Werther hätte nur das körperliche Bedürfnis des Mannes mit dem ersten willigen Frauenzimmer oder mit einer Mehrzahl von ihnen zu befriedigen brauchen, so wäre er vielen Kopfschmerzen entgangen und hätte sich nicht zu erschießen brauchen. Aber Das gerade kann Werther nicht und kann es nicht wollen, denn damit würde er sein seelisches Sonderwesen aufheben, was noch viel widernatürlicher wäre als die ge-

schlechtige Enthaltung und die gewaltsame Verkürzung der jetzigen Daseinsform.

Werther ist eine jungfräuliche Natur: Das ist die Voraussetzung des Romans. Schon als das große Ge-
rede über diesen Menschen und diesen Roman begann, setzte sich Goethe vor, in einem zweiten Buche die vorhergehenden Jahre seines Helden zu schildern. Nur wenig ist davon fertig geworden und dies Wenige ist erst 1808 in Druck erschienen, betitelt ‚Briefe aus der Schweiz‘. Wir lesen darin, wie der Jüngling Werther in der welschen Schweiz bei einem Herrn Ludou eingeführt und wohl aufgenommen wird. Eine junge Tochter des Hauses verliebt sich in ihn; er wird es mit Entzücken gewahr und — zieht weiter. Denn die gutbürgerliche Fortsetzung dieser schönen Einleitung ist einem Werther unmöglich.

Er ist für die bildenden Künste sehr eingenommen und begeistert sich also auch für die Schönheit des nackten Menschenleibes. Deshalb veranlaßt er einen Freund zum Baden, um endlich einmal einen jungen Mann im Naturzustande zu sehen. Wie aber soll er ebenso an eine unverhüllte Eva gelangen? Er, Werther, der liebenswürdige und wohlhabende Jüngling, muß sich erst den Kopf zerbrechen. Schließlich vertraut er seinen Wunsch in Genf einem Lohnbedienten an, und Dieser führt ihn zu einer Kupplerin, die sich über den sonderbaren Menschen, der solche Umstände macht oder solche Lügen vorbringt, zwar sehr verwundert, für gutes Geld aber auch eine Augenweide an einer nackten Venus in Gang setzt. Die auserwählte Person erfüllte ihre Aufgabe, dem fremden

Maler die Schönheit des Weibes vorzuführen, recht geschickt und eigentlich mit vielem Anstand. Aber als sie anfang, sich auszukleiden, als der bloße weibliche Mensch schließlich da stand, war Werther um eine Illusion ärmer. Was er sah, erschien ihm fremd, unheimlich; es machte fast einen schauerlichen Eindruck. Und doch war das Mädchen reizend, indem es sich entkleidete, schön, herrlich schön, als das letzte Gewand fiel. Es führte dem Gaste verschiedene Stellungen vor; bescheiden bestieg es sodann sein Lager; immer noch unbedeckt, ließ es sich auch liegend in verschiedenen Bildern sehen, indem es den Schlaf zu suchen und schließlich einzuschlummern schien.

Endlich schien ein leidenschaftlicher Traum sie zu beunruhigen; sie seufzte tief, veränderte heftig die Stellung, sammelte den Namen eines Geliebten und schien ihre Arme gegen ihn auszustrecken. „Komm!“ rief sie endlich mit vernehmlicher Stimme, „komm, mein Freund, in meine Arme, oder ich schlafe wirklich ein!“ In dem Augenblick ergriff sie die seitne durchnähte Decke, zog sie über sich her, und ein allerliebstes Gesicht sah unter ihr hervor.

Welcher Mann kann da widerstehen? Werthers Blut geriet in Wallung; er fühlte sich hierhin und dahin gezerrt; aber er gewann die Thür und entfloh. „Sind wir denn nicht gemacht, das Schöne rein zu beschauen?“ rief er noch, als er im Gasthose sich gerettet sah, und es verdross ihn, daß seine Einbildungskraft entzündet war und daß er immer noch die Versuchung fühlte. Ihm war jetzt, als müsse er an den Eisbergen sich abkühlen, die zu besuchen er für die nächsten Tage vorhatte. Aber immerhin, Werther war Werther geblieben, der reine, geistige Mensch.

Goethe war nicht Werther, aber Werthers Bruder. Auch ihn schänderte vor dem Unreinen, das so oft unter dem Wort Liebe mitbegriffen wird. Einmal entstand in ihm ein frommer Vers im Ton des Kirchenliedes: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“:

D Vater alles wahren Sinns
 Und des gesunden Lebens,
 Du Geber köstlichen Gewinns,
 Du Fördrer treuen Strebens,
 Sprich in mein Herz dein leises Wort,
 Bewahre mich so fort und fort
 Vor Heuchlern und vor Huren!

Wahrhaftig, uneigennützig und reinlich wollte er leben, ob er damit unter die Menschen paßte oder nicht. Dem gewöhnlichen Haufen, auch der feinen Leute, fühlte er sich ebenso fern wie sein vielgescholtener Werther. Sein Grundsatz war, nie nach dem Erfolge oder nach dem Beifall der Menschen zu fragen; ihm dünkte jede Handlung gut, die guten Ursprung hat.

In dieser Zeit ergriff ihn die Liebe zu der noch sehr jugendlichen Liese Schönemann, der Tochter eines reichen, höchst ehrbaren reformierten Kaufmannshauses. Diesmal schien es ihm selber, daß sein Kahn rasch in den Hafen der Ehe einlaufe. Aber bald zerrte er an den Rosenketten, mit denen die holde Lilli ihn führte: hätte sie ihn doch nirgends anders hingeleitet als in den Käfig des Philisteriums. Zu gleicher Zeit ward er, der Dichter des höchst bedenklichen und unangenehm beredeten Liebes- und Selbstmordsromans, der auch sonst ein recht eigenartiger und unberechenbarer Mensch war, im Hause Schönemann nicht immer gelobt. Kurz, es war nicht

deutlich, ob er mehr von dem schönen Bräutchen abgedrängt wurde, oder ob er selber sich losriß; jedenfalls war es auch in ihm selber ein sehr wunderlicher Streit. Und da erhob er sich aus dem Schwanken, Darniederliegen und Zweifeln an sich selber durch das sichere Bewußtsein, daß sein Innerstes „immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet“ bleibe, „die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt, und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold“. ¹⁾

*

Noch im selben Jahre 1775 geriet er nach Weimar. Dort „mieselte“ er mit den „Miesels“, denn die jungen Mädchen kamen ihm wie fröhliche Mäuschen vor, mit denen man eine Zeitlang nach ihrer Art zu spielen wohl verführt werden konnte. Gefesselt aber wurde er von einer verheirateten Frau, die sieben Jahre älter war als er. Und keineswegs kämpfte er gegen diese Liebe an; im Gegenteil empfand er sie als eine Gnade des Himmels. Eben weil die Geliebte als die hochachtbare Gattin des Oberstallmeisters v. Stein, seines Halbfreundes, längst vergeben und gebunden war, konnte es sich nur um eine reine Freundschaft handeln, um die heilige Liebe, die der Geist der Reinheit selbst ist, um ein Verhältnis, wie er es vorher mit seiner Schwester Kornelia gehabt. Nur daß eine unter vielen fremden Menschen von uns selbst entdeckte Schwester denn doch einen besonderen Reiz hat und daß die unter den Vielen Auserkorene uns für

¹⁾ An Gräfin Auguste Stolberg, 19. September 1775.

diese Auszeichnung zu Dank geneigt ist. Woher kam die wunderbare Anziehung, die gerade Frau v. Stein auf Goethe ausübte? Er verwunderte sich selber. War sie etwa in einem früheren Dasein seine angeborene Schwester gewesen? Oder seine Lebensgenossin als Gattin? „Du Einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich glücklich macht“ redete Goethe diese Frau an. Sie staunte wohl über einen so späten und ungewöhnlichen Bewerber; aber da sie sah, daß er's rein und redlich meinte, da sie ihm gern glaubte, daß er ihrer, gerade ihrer, bedürfe, und da ihre Nächsten weder ihm noch ihr mißtrauten, so nahm sie ihn willig in ihre Liebe auf und sorgte nur, daß er sich in den Erregungen, denen er zeitweise unterworfen war, nicht vergaß. „Jetzt nenn' ich ihn meinen Heiligen“ schrieb sie an den gemeinsamen Freund Zimmermann. Goethe spottete über diese Beatifikation, obwohl er sie selber auf solche Gedanken gebracht hatte. „Du hast Recht, mich zum Heiligen zu machen“ schrieb er ihr; „Das heißt: mich von Deinem Herzen zu entfernen.“ Und da er ihr gerade eine Vase oder Schale oder einen Topf schenken wollte, scherzte er: „Hier auch eine Urne, wenn allenfalls einmal vom Heiligen nur Reliquien überbleiben sollten.“

Frau v. Stein war sehr wohl geschaffen, die hier geforderte reine Liebe zu bewahren. Dem geschlechtlichen Drange wenig oder gar nicht unterworfen¹⁾ liebte sie am Manne nicht schon den Mann, sondern erst das

¹⁾ Wir besitzen darüber ein Zeugnis von 1774. Vgl. das betreffende Jahr in meiner ‚Charlotte v. Stein‘. S. 78 der Ausgabe von 1920.

wirklich Liebenswerte, oder besser noch: das Achtungswerte. „Ich kann nicht instinktmäßig lieben, wie ich's bei Vielen sehe“ erklärte sie als alte Frau, wo die Mutterliebe in Betracht kam; und ebenso war es ihr schon in der Jugend ergangen. „Es verlangt mich nach Vollkommenheit, soviel es hier möglich ist, in dem Gegenstand, der mich an sich zieht.“ Und ein andermal behauptete sie, eine dauernde Liebe könne sich nur erhalten „durch das dauernde Bestreben, um des Andern willen immer besser zu werden.“ So hielt sie es mit Goethe: sein Wachstum an ihrer Hand war ihre Liebeslust. Und aus seinen Briefen an sie lesen wir immer wieder heraus, daß er in dieser Hinsicht mit ihr ganz einig war und sich auch um ihretwillen bemühte, alle Schlacken von sich zu stoßen, damit das reine Gold zu Tage trete.

Charlotte war von einer sehr frommen und sittenstrengen Mutter erzogen worden, und diese Frau Konordia v. Schardt blieb der Tochter auch zu Goethes Zeit noch immer nahe. Als der Poet aus Frankfurt eben ein Freund im Steinschen Hause wurde, las die Mutter einen Roman, dessen Titel ‚Briefe einer Peruanerin‘ gewesen sein mag. Sie freute sich an der Heldin, meinte aber, es sei unnatürlich oder undankbar von ihr, daß sich ihre zärtliche Freundschaft gegen den besten Mann nicht endlich in Liebe verwandle. Sollte man aber zwischen Freund und Liebhaber wählen können oder müssen, so erkläre sie sich allemal für den Freund, es sei denn, daß der Liebhaber zugleich auch der beste Freund sei. Ebenso wußte auch ihre Tochter den Freund vom Liebhaber zu trennen und zog den anspruchlosen, dienenden Freund,

wie Goethe einer war, bei weitem vor. „Und wenn Du mich nur neben Anderen duldest“ schrieb ihr dieser sonst so stolze junge Mann, „so wäre ich Dir doch mein ganzes Dasein zu widmen verbunden.“ Oder er bat sie, ihn ihrer Güte, Weisheit und Geduld theilhaftig werden zu lassen. „Ich bitte Dich fußfällig: vollende Dein Werk, mache mich recht gut!“ Und ein andermal:

O Du Beste! Ich habe mein ganzes Leben einen ideallischen Wunsch gehabt, wie ich geliebt sein möchte, und habe die Erfüllung immer im Traume des Wahns vergeblich gesucht. Nun da mir die Welt täglich klarer wird, find' ich's endlich in Dir auf eine Weise, daß ich's nie verlieren kann.

Viele können sich eine Liebe dieser Art überhaupt nicht vorstellen. Andere werden sie erst für möglich und glaubhaft halten, nachdem für den minder edlen Teil des Menschen gleichfalls gesorgt worden ist, denn daß ein Mann in seinen kräftigsten Jahren sich auf die Dauer an solchen verfeinerten Empfindungen und hohen Bestrebungen sättigen könnte, will uns schwer in den Sinn; mit Priestern und Mönchen möchten wir den ungebundenen und freigesinnten Goethe auch nicht gern in eine Reihe stellen. Aber wir sehen uns vergeblich nach einem Schätzchen des jungen Herrn Geheimen Rats um.

Gewiß, die schöne Sängerin Korona Schröter stimmte auch ihn zu einiger Verliebtheit, und da sie mit ihm das Theaterspiel der Hofgesellschaft in Gang hielt, verbrachte er nicht wenige Stunden in ihrer Gesellschaft; aber, von anderen Gründen abgesehen: auch Korona war von Natur keusch und kühl; sie bot sich dem Genuß der Augen und Ohren dar, wie ihr Beruf es mit sich brachte, und weiter nicht.

Eine andere allerschönste Frau trat in diesen Jahren gleichfalls an Goethe heran, und sie hätte wohl gern in seinen Armen eine neue Heimat gefunden. Es war die edle Antonia v. Branconi, vormalige Geliebte des Herzogs von Braunschweig. Als Lavater, ein Freund Weider, von einem Besuche der Schönen in Weimar hörte, fragte er, ob sich nichts zwischen diesen beiden lieben Menschen angesponnen hatte. Goethe war in der Tat von der holden Gesellschaft entzückt, berauscht, begeistert worden, aber an das Recht des gleichwertigen ledigen Mannes gegen die ledige Dame schien er gar nicht gedacht zu haben.

Ich habe mich gegen sie so betragen, als ich's gegen eine Fürstin oder Heilige tun würde. Und wenn es auch nur Wahn wäre: ich möchte mir solch' ein Bild nicht durch die Gemeinschaft einer flüchtigen Begierde befudeln, und Gott bewahre uns für [vor] einem ernstlichen Band, an dem sie mir die Seele aus den Gliedern winden würde!

*

Dies Verhalten Goethes zum andern Geschlecht stimmt vollkommen mit seinem ganzen damaligen Leben zusammen. Es war ein Aufopfern um Andern willen und eine beständige Reinigung seines Innern. Wie Andere ihrem Körper hart und beständig zusetzen, um Höchstleistungen auf diesem oder jenem Gebiete zu erreichen, so nahm er neben dem Leib auch die Seele in eine harte Schule. Im ersten Buch Moses lesen wir die wunderliche Geschichte, daß Jakob mit Gott selber rang und den Kampf auch dann noch nicht aufgab, als ihm die Hüfte verrenkt wurde: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ Mit ihm verglich sich Goethe. (25. Juli 1779.)

Es weiß kein Mensch, was ich tue und mit wieviel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt' ich euch, nicht zu lachen, zuschauende Götter! Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beistehen.

Als er 1779 eine große Reise unternahm, räumte er seine Papiere auf und verbrannte „alle alten Schalen.“ Bei dieser Rückschau kam er schließlich in Gebetsstimmung.

Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen, lasse uns vom Morgen zum Abend das Gehörige tun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zuviel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in Mund nehme, immer Lichter in mir werden!

Ein andermal schrieb er in sein Geheimbuch:

Was ich trage an mir und Andern, sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können.

Und am gleichen 13. Mai 1780:

Es offenbaren sich mir neue Geheimnisse. Es wird mit mir noch hant gehen. Ich übe mich und bereite das Möglichste. In meinem jetzigen Kreis hab' ich wenig, fast gar keine Hinderung außer mir. In mir noch viele. Die menschlichen Gebrechen sind rechte Bandwürmer: man reißt wohl einmal ein Stück los, und der Stoc bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden! Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen und kann herrschen.

Auch in Verse ergoß sich damals diese Glaubens- und Lebensgesinnung, nämlich in den Anfang des großgeplanten Epos ‚Die Geheimnisse‘. Die uns durch die

Geburt geschenkte hohe Begabung, lehrt er, verpflichtet uns nur zu um so stärkerer Bemühung.

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, daß ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Ton zu solcher Ehre bringt;
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen
Und sagen: „Das ist Er! Das ist Sein-eigen!“
Denn alle Kraft bringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort;
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Bernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet!

*

Die größten Werke Goethes aus dieser Zeit sind diejenigen ersten Bücher ‚Wilhelm Meisters‘, die wir jetzt als ‚Theatralische Sendung‘ kennen, ferner die ‚Iphigenie‘ und der Anfang des ‚Lasso‘.

In Wilhelm stellt sich uns nach Werther ein neuer Bruder des Dichters vor; ebenso reinen Herzens wie Werther, ist er doch lebensstüchtiger und wird demgemäß glücklicher geführt. Aber auch noch recht wunderbar. Aus Liebe zum Theater verliebt sich dieser Kaufmannssohn in eine Theaterprinzessin. Daß er ein Dirnchen vor sich hat, merkt der gute Junge auch nach vielen vertraulichen Stunden noch nicht; seine eigene Keinheit ist ein Licht, das von ihr zurückstrahlt. Als die Beiden auf der

gewöhnlichen Bahn der Liebfösungen endlich zur letzten gelangt sind, dünkt es dem verliebten Eroberer selbst verständlich, daß nun der weitere Weg zum Frau-Altare führt. Schrecklich und plötzlich werden ihm die Augen geöffnet; er wird des Mannes gewahr, der dieses Schätzchen eigentlich aushält; eine schwere Erkrankung führt ihn an den Rand des Todes. Nach der Genesung ist er gereift, aber immer noch und immer wieder, ja, jetzt erst recht der peinlich gewissenhafte, keusche Mann, den es nicht gelüstet nach den Freuden der roheren Menschen.

Zufall und Schicksal führen ihn noch viel tiefer in die Komödiantenwelt hinein, also unter Männer und Frauen, die seine Art Reinheit und Keuschheit zumest nicht kennen, noch begreifen. Er zieht mit ihnen herum, sieht ihrem Treiben zu, wird von den Frauenzimmern umschmeichelt und bleibt unbesleckt.

Seitdem ihn jene grausame Entdeckung aus den Armen Mariannens riß, hatte er ein Gelübde getan, sich vor dieser zusammenschlagenden Falle zu hüten, das treulose Geschlecht zu meiden, seine Schmerzen, seine Neigung, seine süßen Wünsche in sich zu verschließen. Die Gewissenhaftigkeit, womit er sein Gelübde beobachtete, gab seinem ganzen Wesen eine innere geheime Nahrung, und wenn sein Herz nicht ohne Theilnehmung bleiben konnte, so ward eine liebevolle Mittheilung seinem ganzen Wesen ein schmerzliches Bedürfnis.

Unter den Schauspielerinnen stellte eine gewisse Philine die Leichtfertigkeit in der allerliebenswertigsten Form dar; sie ist nicht nur die reizendste und angenehmste Sünderin, sondern auch von einer Bornehmheit der Gesinnung, wie sie unter den ehrbaren Menschen leider selten vorkommt. Wilhelm kann sich einer gewissen

Freundschaft zu ihr und mit ihr nicht erwehren. Aber gegen ihre Liebes-Angriffe hält er stand. „Du bist ein Tor“ sagte sie ihm eines Tages, als Nichts die Beiden hinderte, wie Mann und Frau zu leben, vielmehr Alles sie dazu verführte, da sie von den Fremden, zu denen ein Abenteuer sie verschlagen, dafür genommen wurden. „Du wirst nicht klug werden. Ich weiß besser, was dir gut ist; ich werde bleiben; ich werde mich nicht von der Stelle rühren. Auf den Dank der Männer habe ich niemals gerechnet, also auch auf deinen nicht, und wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an?“ So redend und handelnd schlich sie sich noch etwas tiefer in Wilhelms Herz, aber ihn ganz zu erobern, gelang ihr auch jetzt nicht.

Nach einiger Zeit finden wir den Helden des Buches in einem andern Schauspielerkreise. Aurelie, die Schwester des Direktors, eine groß angelegte Persönlichkeit, zeigt ihm das Häßliche und Niedrige von den Trieben, die viele Menschen auch noch Liebe nennen, zum ersten Male von der weiblichen Seite. So erzählte sie den Anfang ihrer traurigen Geschichte:

Nach dem frühzeitigen Tode meiner Mutter brachte ich die schönsten Jahre der Entwicklung bei einer Tante zu, die sich zum Gesetz machte, das Gesetz der Ehrbarkeit zu verachten. Blindlings überließ sie sich einer jeden Neigung, sie mochte über den Gegenstand gebieten oder sein Sklav' sein, wenn sie nur in wildem Genuß ihrer selbst vergessen konnte. Wir Kinder, denen der richtige Blick der Unschuld Alles rein und deutlich sehen ließ, was für Begriffe mußten wir uns von dem männlichen Geschlechte machen! Wie dumpf, dringend, dreist, ungeschickt war ein Jeder, den sie herbeireizte! Wie satt, übermütig und abgeschmackt Jeder, der seiner Wünsche Befriedigung gefunden hatte! So hab' ich diese Frau Monate lang unter

dem Gebote der schlechtesten Menschen erniedrigt gesehen. Was für Begegnungen mußte sie nicht erdulden! Und mit welcher Stirne wußte sie sich in ihr Schicksal zu finden! Ja, mit welcher Art noch diese schändlichen Fesseln zu tragen!

Als Beobachterin dieser Erniedrigungen lernte Aurelie die Männer hassen; es blieb ihr trotzdem nicht erspart, daß die Liebe zu mächtig für ihren Widerstand wurde, eine Liebe, die sich rasch in Leid verwandelte. Sie erzählte ihre Geschichte. Als darauf der neue Freund Wilhelm ganz wie ein reiner und redlicher Mensch zu ihr redete, wußte sie nicht, was sie denken sollte.

Sie sah ihm starr in die Augen und fragte: „Können Sie sagen, daß Sie noch niemals ein Weib betrogen? Daß Sie keine mit leichtsinniger Beteuerung, frevelhafter Galanterie, herzloßenden Schwüren zu Ihren Wünschen zu neigen gesucht?“

„Ich kann es“ versetzte Wilhelm, „ohne mich zu rühmen. Mein Leben war sehr einfach, und ich bin selten in die Versuchung geraten, zu versuchen. Und welche Warnung, meine schöne, meine edle Freundin, gibt mir der traurige Zustand, in den ich Sie versetzt sehe! Nehmen Sie ein Gelübde von mir, das der Natur meines Herzens ganz angemessen ist, dessen Förmlichkeit durch die Nührung, in die Sie mich versetzt haben, geheiligt wird. Jeder flüchtigen Neigung will ich widerstehen und selbst die ernstlichen in meinem Busen bewahren! Kein weibliches Geschöpf soll ein Bekenntnis der Liebe von meinen Lippen vernehmen, dem ich nicht mein ganzes Leben widmen kann.“

*

Zu Wilhelm Meisters Bilde gehört noch ein Wesentliches: seine früh erwachende, starke Väterlichkeit. Es gibt Frauen, denen es verdrießlich, wo nicht widerwärtig ist, daß sie eines Mannes bedürfen, um Mütter werden zu können: Kindermütter und Hausmütter;

Wilhelm Meister gehörte zu den entsprechenden Männern, bei denen der Vatertrieb stärker ist als der Geschlechtstrieb. Und hierin ist er Goethes Abbild. Der Knabe Peter im Baumgarten, den Goethe aus der Schweiz zu sich berief, kann mit Wilhelms Mignon verglichen werden: in beiden Fällen war es wunderbarlich genug, daß sich die jungen Männer mit diesen Schützlingen beluden. Und so könnte ein Vergleich zwischen Wilhelms Felix und Goethes Fritz gezogen werden. Jedenfalls macht die freiwillige Vaterschaft beider Männer ihr keusches Verhalten gegen die Frauen noch deutlicher. Mit jener vorsichtigen Ehrsamkeit und Festigkeit, die aus der Furcht vor dem Kinde und den Fürsorgekosten fließen, haben sie nichts zu schaffen.

*

Derselbe Dichter, der den Wilhelm Meister nach seinem Bilde schuf, gestaltete die Iphigenia, obwohl ihre Geschichte ihm von Dichtern alter und neuer Zeit vorbereitet war, als ein Abbild seiner eigenen Seele. Sie ist die Wahrheit und Reinheit in Gestalt einer hellenischen Fürstentochter. Jungfrau zu bleiben, ward sie als Priesterin verpflichtet, aber ihr ganzes Wesen ist Jungfräulichkeit.

Und mit den gleichen Farben malte Goethe die Prinzessin, die weibliche Hauptfigur im ‚Lasso‘. Sie liebt den jungen Dichter, den ihr Bruder an seinem Hofe begünstigt, und weil die Reinheit dieser Liebe sich ganz von selbst versteht, macht sie kein Hehl daraus. Auch vor dem schwärmenden Dichter nicht. Nur seine Erregungen, seine Entzückungen wehrt sie ab.

Nicht weiter, Tasso! Viele Dinge sind's,
 Die wir mit Hefigkeit ergreifen sollen:
 Doch andre können nur durch Mäßigung
 Und durch Entbehren unser eigen werden.
 So, sagt man, sei die Tugend, sei die Liebe,
 Die ihr verwandt ist, Das bedenke wohl!

Aber freilich: zu dieser Liebe, die mit der Tugend verwandt ist, gehören Zwei, und ob Tasso fähig ist, neben dieser Heiligen auf gleicher Höhe sich zu halten, ist fraglich.

*

Eine lange Zeit glaubte Goethe, in seinem Verhältnisse mit Frau v. Stein gerade das Schönste gefunden zu haben, was ihm das andere Geschlecht bieten konnte. Sie waren Bruder und Schwester eigener Wahl: so gaben sie einander viel — und doch nicht genug. Goethe litt oft an unbegreiflichen Erregungen, Unruhezuständen, Überspannungen: da brauchte er eine Tempelstätte, wo die bösen Geister von ihm wichen, und da begehrt er die Frau v. Stein als seine Besänftigerin. Manches Mal hat sie ihm diesen Dienst erwiesen — und manches Mal auch nicht. Als die Frau eines Andern war sie eben doch nicht immer dem Freunde leicht erreichbar; sie wohnte einen Teil des Jahres auf ihres Mannes Landgute. Aber sie versagte sich dem Freunde doch auch manchmal in der Nähe, wenn er sie am nötigsten brauchte, indem sie nämlich seine krankhaften Zustände als Unarten bekämpfte und ihm Vorwürfe machte, wo er eine ganz andere Medizin brauchte. Sie erzog ihn mehr zum Schweigen, als ihm gut war, mehr zum Unterdrücken oder Verschließen seiner Gefühle, als ihr

später selber gefiel. Vom Körperlich-Geschlechtlichen ganz abgesehen, erfüllte sie seine Bedürfnisse nicht genug. Sie war eine allerbeste Freundin, aber er bedurfte einer täglich mit ihm lebenden, mit ihm lachenden und leidenden, ihn sänftlich pflegenden Genossin, wie es eine gute Schwester wohl auch sein kann, wenn sie ihr Los mit dem Bruder zusammengeworfen hat. „Entfernt von seiner Liebe ist nicht gut wohnen“ klagte Goethe, oder: „Der Abwesende kommt mit der Feuerspritze erst, wenn das Feuer vorbei ist.“ Oder er bat seine Freundin, den rechten schweesterlichen Sinn gerade dann zu beweisen, wenn er sich vergesse: „Ich müßte Sie sonst in den Momenten meiden, wo ich Sie am nötigsten habe.“ Immer wieder erfuhr er, daß er eine Geliebte zugleich hatte und nicht hatte, und er empfand oft, daß ihn dieser halbe Besitz, dieser Nichtbesitz aufrieb und verzehrte.

„Vom Körperlich-Geschlechtlichen ganz abgesehen“ sagten wir eben, aber man kann nicht ganz davon absehen. Charlotte gehörte sicherlich nicht zu den lockenden, reizenden und verführenden Frauen und sie behandelte ihren Verehrer oft genug herb und streng; um so stärker wirkte ihre Liebenswürdigkeit, wenn sie sich in ihren guten Zeiten ganz entfaltete. Und dann sollte Goethe sie nicht an sich reißen und abküssen und Alles vergessen? Er durfte es nicht; sie war die ehrbare Gattin eines Andern.

Es scheint, daß Goethe nach dem dreißigsten oder dreiunddreißigsten Jahre mehr mit dem körperlichen Bedürfnisse zu kämpfen hatte als vorher. Im Mai 1784 schrieb er der Geliebten einmal, indem er des vergangenen Tages gedachte:

Recht feierlich, liebe Lotte, möcht' ich Dich bitten, vermehre nicht durch Dein süßes Betragen täglich meine Liebe zu Dir! Ach, meine Beste, warum muß ich Dir das sagen! Du weißt doch wohl, wie voll Danks mein Herz für Dich ist.

Und im Spätherbst schließt ein Zettel mit den Worten:

Lebe wohl, und wenn eine Bitte bei Dir stattfindet, so wecke den Amor nicht, wenn der unruhige Knabe ein Kissen gefunden hat und schlummert.

Noch stärker klingt es aus der Ferne am 21. Februar 1787:

An Dir häng' ich mit allen Fasern meines Wesens. Es ist entsetzlich, was mich oft Erinnerungen zerreißen. Ach, liebe Lotte, Du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angetan habe und antue, und daß der Gedanke, Dich nicht zu besitzen, mich doch im Grunde — ich mag's nehmen und stellen und legen, wie ich will — aufreibt und aufzehrt. Ich mag meiner Liebe zu Dir Formen geben, welche ich will, immer, immer —¹⁾

*

1) Gerüchte entstehen allemal, wo sich Viele für eine Person oder Sache interessieren, und da Manche gar zu gern glauben möchten, Goethe habe mit der Frau seines Freundes in mehrjährigem Ehebruch gelebt, so werden selbstverständlich auch Gerüchte weitererzählt, daß es Beweise dafür gebe, die verheimlicht würden oder vernichtet worden seien. Etwa: die Großherzogin Sophie habe durch Erich Schmidt ein solches Dokument verbrennen lassen. Oder: ein ungetreuer Hofbeamter habe drei „gravierende“ Briefe gestohlen und besitze sie noch, verleugne sie aber. Ich bin, überflüssiger Weise, solchen Gerüchten nachgegangen, kann aber meinen Lesern den Rat geben, sich derartige Geschichten lieber selber zu erdichten, als anderer Leute Narren zu sein.

Als Goethe nach Italien ging, wollte er an Leib und Geist gesunden, denn so, wie er war, konnte er nicht weiter leben. Aber er dachte doch keineswegs an ein neues Verhältnis zum andern Geschlecht. An lockeren Italienerinnen für lange Enthaltbarkeit sich zu entschädigen, fiel ihm nicht ein. Selbst in Rom, wo er sich fast häuslich einrichtete, lernte er in drei Monaten außer seiner alten Wirtin nur ein weibliches Wesen kennen, und Das war eine Vestalin oder Madonna: die edelschöne Malerin Angelika Kauffmann.

Sein Weg führte ihn weiter nach Neapel und Sizilien und dann zurück nach Rom. Einige Monate vergingen; da endlich ereignete es sich, daß er wie andere Männer ward und nachts zu einem Liebchen schlich. „Nun bin ich endlich geborgen!“ ruft er in seinen römischen Elegien aus:

Froh empfind' ich mich nun auf klassischem Boden begeistert;
 Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.
 Hier befolg' ich den Rat, durchblättere die Werke der Alten
 Mit geschäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
 Aber die Mächte hindurch hält Amor mich anders beschäftigt;
 Wird' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.

Goethe war zum „Römer“ geworden, antiken Geistes voll und auch dem neueren Südländer verwandt. Jetzt war das Heilige verdrängt vom Heidnischen.

O wie fühl' ich in Rom mich so froh, gedenk ich der Zeiten
 Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
 Träbe der Himmel und schwer auf meinen Scheitel sich senkte,
 Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag
 Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
 Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank!

Nun umleuchtet der Glanz des hellen Aethers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben heran.
Sternhell glänzet die Nacht; sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichen! Traum' ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?

Ja, er ist bereit, sich ganz den alten Göttern anzuvertrauen.

Dulde mich, Jupiter, hier! Und Hermes führe mich später
Cestius' Mal vorbei leise zum Orkus hinab!

Viertes Kapitel. Schöne Seelen.

Die Gründe, nach Weimar zurückzukehren, waren die stärkeren. Besten Willens trat er dort vor seine Freunde; sie aber bemerkten sogleich, daß er ein Andern geworden war. Am deutlichsten sah es, am tiefsten empfand es Charlotte von Stein. O, wieviel lieber war ihr der deutsche Goethe gewesen!

Den Heimgekehrten aber fröstelte es im kalten Deutschland, obwohl doch jetzt die Jahreszeit Sommer hieß.

In dieser Zeit begegnete ihm ein Mädchen, das ihn wohl an die römische Faustina erinnern konnte, und rasch ward Christiane Vulpius sein Schatzchen.

Ehe Frau v. Stein davon etwas wußte, klagte sie, Goethe sei in Italien sinnlich geworden; sie dachte an Essen, Trinken, körperliche Behaglichkeit, an die Hoftafel und das Hofleben. Auch redete Goethe jetzt leichtfertiger; er fing an, in der vornehmen Gesellschaft mit den jungen Schönen oberflächliche Ländelei zu treiben, indem er die älteren und gescheuteren Damen vernachlässigte; er sagte sogar der Karoline Herder: ihrem Gatten, der nach Italien gereist war, könne dort nicht wohl werden, ehe er „liebe.“ In seiner Amtsarbeit war er auch durchaus nicht mehr der Aufopferungsfreudige.

Kann denn ein Mensch wirklich ein Andern werden? Goethe hat sich in eben dieser Zeit auf einer langen Kutschfahrt gegen einige Freundinnen einmal über Das, was man Charakter nennt, eröffnet. Wir haben diesen Begriff weniger aus dem Leben, als von der Bühne und aus Romanen. Im wirklichen Leben ist kein Mensch völlig ein Charakter, nämlich ein Hanswurst oder Tölpel oder Heuchler oder Geiziger oder Bösewicht. Davon scheint Goethe ausgegangen zu sein. Er sagte, daß ein einzelner Mensch nie einen Charakter in dem höchsten Ausdruck haben könne; er würde nicht leben können. Der Mensch müsse vermischte Eigenschaften haben, um zu existieren. Sieben Jahre später redete ihn Frau v. Stein über die Personen in der Fortsetzung des ‚Wilhelm Meister‘ an; sie sei begierig, wie er mit ihnen den Roman beschließen würde. Über seine Antwort stuzte sie sehr, denn er meinte: Im Leben brauche man nicht konsequent zu sein, aber freilich in einem Romane werde es verlangt. Hätte Frau v. Stein, statt sich sogleich zu ärgern, ihn um Erläuterung gebeten, so hätte er auch ihr auseinandergesetzt, daß der wirkliche Mensch eine Vereinigung von Widersprüchen ist, — der Eine mehr, der Andere weniger — und daß man Keinem einen Vorwurf machen kann, wenn er seinen Mitmenschen im Laufe der Zeit verschiedene Seiten zuwendet.

Den besten Freunden Goethes war es ärgerlich, als sie seine Gemeinschaft mit Christiane Vulpius als Tatsache hinnehmen mußten. Karoline Herder drückte die Sache noch sehr freundlich aus, indem sie gegen ihren abwesenden Mann das ungleiche Paar mit Egmont und

Märchen verglich. „Was Du mir von Goethes Märchen schreibst“, antwortete Herder, „mißfällt mir mehr, als daß es mich wundern sollte. Ein armes Mädchen — ich könnte mir's um Alles nicht erlauben.“ Von einem verheirateten Generalsuperintendenten fordert man Dergleichen auch nicht. Wohl aber wird es Mancher noch unerklärlich finden, daß ein so frei dastehender Mann wie Goethe fast vierzig Jahre alt wurde, ohne dem starken Triebe der Natur zu folgen. Ich glaube die Erklärung in den vorstehenden Blättern gegeben zu haben. „Er fühlt sich als ein höheres Wesen“ schreibt Karoline Herder am 2. März 1789 ihrem Manne, und in der That, wenn wir alle Abschnitte in Goethes Leben durchblättern, so können wir von Anfang bis Ende wiederholen: „Er fühlt sich als ein höheres Wesen.“ Er hatte wenig vom gewöhnlichen, aber durchaus den höchsten Ehrgeiz. Ob wir edlere oder gemeine Menschen sind, zeigt sich vornehmlich in unserm Verhalten zum andern Geschlechte. Goethe hat lange Jahre den Versuch gemacht, sich über das Menschliche zu erheben.

*

Dies neue Verhältniß mit der Vulpius sah er ganz als seine allereigenste Sache an. Wie es sich schickte und auch seinem Wesen entsprach, behandelte er diese Liebchaft als Heimlichkeit und wollte sie von Andern so behandelt haben. Er griff in Niemand's Rechte ein und war keinem Menschen eine Mitteilung schuldig, auch der Frau v. Stein nicht, denn als deren Nebenbuhlerin dachte er sich das Mädchen keineswegs. Und wer konnte denn glauben, daß dies Abenteuer von langer Dauer sei? Aber Frau

v. Stein erkannte die Bedeutung von Goethes neuer Lebensart wohl besser als er selber. Sie grollte, er aber versuchte, sich schriftlich mit ihr auseinander zu setzen.

Und welch' ein Verhältnis ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? Frage Frigen, die Herdern, Jeden, der mir näher ist, ob ich unteilnehmender, weniger mitteilend, untätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre? — —

Hilf mir selbst, daß das Verhältnis, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe, wie es steht. Schenke mir Dein Vertrauen wieder. Sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an . . .

Aber Frau v. Stein und viele, viele Andere sahen die Sache nicht aus dem natürlichen, sondern aus dem sittlichen und gesellschaftlichen Gesichtspunkte an und fühlten sich mehr oder weniger persönlich beleidigt, daß Goethe, gerade Goethe, mit einer Dirne zusammenlebte. Wer plötzlich von einer Partei zur andern übergeht, kränkt Alle, die sich von ihm ein Bild gemacht hatten, am schmerzlichsten aber seine bisherigen Weggenossen. In Goethes Falle waren es Männer wie Frig Stolberg, Jacobi, Lavater und Frauen wie Charlotte v. Stein, Barbara Schultheß, Charlotte Schiller. Sie trauerten jetzt um einen Gesunkenen. Dadurch kam nun Goethe wieder in eine Kampfstellung zu seinen vorigen Anhängern und betonte das Recht der Natürlichkeit im Geschlechtsleben um so häufiger und schärfer, griff die neuen Gegner mit scharfem Spotte an, wodurch er die Gegnerschaft nur noch vergrößerte. Er verband sich mit

ein paar neuesten Freunden um so inniger, was dann wieder Absonderung und Kampf zur Folge hatte. Kurz, er zog sich den Ruf eines unmoralischen Dichters und Menschen zu: derselbe Mann, von dessen Adel und Reinheit so viele Beweise oder Anzeichen seine Zeitgenossen einst erquickt und gestärkt hatten.

*

Goethe schien sich, ein umgekehrter Paulus, aus einem Christen in einen Heiden verwandelt zu haben, und wirklich richtete er jetzt feindselige Stachelverse gegen denselben Jesus, den auch er zu den Zeiten der seligen Klettenberg als einen Herrn verehrt hatte. Die Maske des schwäbischen Landgeistlichen war nun wohl unter altem Plunder ganz vergessen. Aber ebendiese Schrift des „Landgeistlichen“ erinnert uns daran, daß doch auch der fromme, nach Reinheit, Heiligkeit und Selbstüberwindung strebende junge Goethe schon höchst liberal gewesen war. Er hatte von jeher an Allem seine Freude gehabt, was die Natur hervorbringt und herbeiführt, hatte also auch allem Liebesleben unter Tieren und Menschen mit Vergnügen zugeschaut, selbst wenn es wunderbarlich und gefährlich aus sah. Er hatte diesem Getriebe gegenüber niemals den Schulmeister gemacht, hatte seine Mitmenschen niemals in die richtigen Bahnen lenken oder zwingen wollen. Für seine eigene Person sonderte er sich ab; er fühlte sich als ein höheres Wesen, wie Karoline Herder sagte, und hatte um so mehr Recht auf Freiheit von allem Regelkram, weil er diese Regeln nie anerkannt hatte. Er war schon in seinen frömmsten Zeiten ein Feind der Pfafferei gewesen. Das trat nun, wo er sich als Heide bekannte, nur noch

schärfer hervor. Er forderte für sich und sein Liebchen nur, was er selber stets Andern gegönnt hatte. Als der ‚Wilhelm Meister‘ erschien, entrüsteten sich Manche über die Philline; aber dies mit sichtlichem Wohlgefallen gezeichnete Dirnchen stammte schon aus der Zeit, wo Goethe für sich noch auf dem engen Pfade wandelte. Er hatte eben immer dem Einsiedler geglichen, als den er sich mit vier- undzwanzig Jahren, im ‚Satyros‘ selber gezeichnet hat, dem Waldbruder, der den Menschen nicht deshalb entfloh, weil sie es unter sich böß treiben, sondern nur, um seine eigene Freiheit zu sichern. In seinem Walde hat er gerade auch am Liebestwesen sein andauerndes Zuschauer-
Ergößen.

Vögel und Frösch' und Tier' und Mücken
 Begehn sich zu allen Augenblicken,
 Hinten und vorn, auf Bauch und Rücken,
 Daß man auf jeder Blüte und Blatt
 Ein Eh- und Wochenbettlein hat,
 Nun sing' ich dann im Herzen mein
 „Lob Gott“ mit allen Wärmelein.

Es war ein gerader Weg, der von diesem guten Einsiedler zum Dichter der antikisch gedachten Verse aus Rom und Venedig führte. Der alte Verehrer der Natur und allen Lebenstriebes durfte sich wohl gegen die christliche Askese wenden, wo sie zum unauflösllichen Gelübde wird oder zum Zwange gegen Andere, etwa zur Darbringung der Kinder in die Möncherei und Nonnerei:

Opfer fallen hier,
 Weder Lamm noch Stier,
 Aber Menschenopfer unerhört.

Er durfte wohl, ähnlich wie sein Freund Schiller in den ‚Göttern Griechenlands‘, die besseren Zeiten rühmen, „als noch Venus‘ heitrer Tempel stand“. ¹⁾

Aber Goethes eigenes Verlangen nach einem vom Geschlechtsstrieb freieren und gleichsam reineren Menschentum war echt gewesen; es konnte zeitweilig zurückgedrängt und unterdrückt werden, aber es mußte auch immer wieder sein Dasein verraten. Wie er selber 1795 in einer Geschichte schrieb: „Eine Richtung, die wir früh genommen, kann wohl einige Zeit abgelenkt, aber nie ganz unterbrochen werden.“ Namentlich hörte Goethe nie auf, über die Schwierigkeiten der Freundschaft und Liebe zwischen Menschen verschiedenen Geschlechts zu grübeln, und, wenn gewählt werden mußte, so stimmte doch auch der Lagergenosse der lebenslustigen Christiane gewöhnlich für die reinere Freundschaft.

Im Jahre 1795 wünschte der Zeitschrifts-Herausgeber Schiller von ihm Erzählungen, wie sie die Menge gern liest, und Goethe war bereit, auch solche leichte Ware zu liefern. Er dachte sich vielleicht eine Sammlung von hundert kleineren und größeren, scherzhaften und ernsthaften, alten und neu erfundenen Geschichten: Unterhaltung, mit allerlei Weisheit untermischt. Unter andern erzählte er eine Spukgeschichte, die die berühmte Schauspielerin Clairon erlebt haben soll. Dabei folgte er ziemlich treu seiner handschriftlichen Quelle, aber die dem Spuk vorhergehende Liebesfache malte er in einer Weise aus, die für ihn selber sehr bezeichnend war. Seine Heldin,

*) Die Braut von Korinth, 1797.

Bode, Neues über Goethes Liebe.

eine Sängerin in Neapel, hatte nach einander eine Menge Liebhaber, vergnügte sich mit ihnen nach Herzenslust, kam aber schließlich zu dem Wunsche, nun auch einmal einen Freund zu gewinnen, einen wahren Freund, der nichts weiter sein solle und wolle als ihr guter Freund. Ein junger Kaufmann ward von ihr erwählt; er war entzückt von ihrem Antrag und versprach Alles, auch als sie ihn inständig bat, keine Anforderung eines Liebhabers zu machen. Beide standen von nun an einander bei, „und eine wechselseitige, auf die edelste Achtung, auf das schönste Bedürfnis gegründete Freundschaft hatte sich in kurzem zwischen ihnen befestigt.“ Leider dauerte es nicht sehr lange, so ward der Freund auf den Liebhaber, den die Schöne doch auch beibehielt, eifersüchtig, und als der Platz in ihren Armen einmal frei wurde, forderte er diesen Platz als sein wohlverdientes Recht. Sie mußte seinem Drängen nachgeben; aber sie ward sehr traurig und sagte sogleich voraus, daß sie dadurch das Schatzbarste auf der Welt, einen Freund, verlieren werde. Es ist nicht nötig, die Geschichte weiter zu erzählen; hier kommt es nur auf die Erkenntnis und Erfahrung einer glänzenden Kurtisane an: daß ein Freund unendlich mehr bedeutet als ein Liebhaber und daß Beides sich höchst selten, wenn überhaupt, vereinigen laft.

Ein Gegenstück ist die Geschichte von dem klugen und tugendhaften Procurator oder Rechtsanwalt, die Goethe aus dem Boccaccio entnahm. Daß er aus den vielen gerade diese Erzählung erwählte, müssen wir wiederum seiner Person anrechnen. Hier ist mit vieler Kunst ein Fall dargestellt, wo der Ehebruch als das natür-

lichste und erlaubteste Ding von der Welt gelten müßte. Der abwesende Ehemann hatte ihn bei seinem Abschiede selber seiner blühenden Gattin genau so angeraten, wie sie ihn nach einiger Zeit wünscht. Aber der Dichter lehrt nach Dichterweise, also in erzählender Form, „daß außer der Neigung noch Etwas in uns ist, das ihr das Gleichgewicht halten kann, daß wir fähig sind, jedem gewohnten Gut zu entsagen und selbst unsre heißesten Wünsche von uns zu entfernen.“ Er macht seine schöne Heldin „mit dem guten und mächtigen Ich“ bekannt, „das so still und ruhig in uns wohnt und so lange, bis es die Herrschaft im Hause gewinnt, wenigstens durch zarte Erinnerungen seine Gegenwart unaufhörlich merken läßt.“

Eine dritte Erzählung sieht schlüpfrig aus und enthält dennoch eine ernste Moral. Eine junge Krämerin zu Paris verliebt sich in den oft vorbei reitenden Marschall v. Bassompierre und stellt es sich als größtes Glück vor, nur eine einzige Nacht mit ihm unter einer Decke zu verbringen. Als es geschieht, wirkt es ganz wie ein hübsches Abenteuer, wie eine poetische Zugabe zur Prosa des Lebens; es scheint ein abgesondertes Erlebnis zu sein, an das man später mit heimlichem Vergnügen zurückdenken kann. Aber der Schein trügt: der Mensch hat es nicht in seiner Macht, ein Stück seines Lebens aus den Zusammenhängen, aus der Kette von Folgen heraus zu nehmen. Weil der Scherz den Beiden gefiel, verführen sie sich gegenseitig zu einer zweiten Zusammenkunft und widerlegen damit die leichtfertige Rede: „Einmal ist keinmal.“ Nun tritt aber das andere Sprich:

wort ein: „Der Mensch denkt, Gott lenkt.“ Als der Marschall seine Schöne nach drei Tagen wieder genießen will, findet er sie als eine Pestleiche: er selber entrinnt der tödlichen Ansteckung gerade noch mit knapper Not! Die Moral ist: Wer dem Teufel den kleinen Finger hinhält, mag aufpassen, daß nicht seine Hand und der ganze Kerl gepackt werde.

Eine vierte Geschichte in diesen ‚Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten‘ handelt von einem Eigentumsvergehen. Auch sie läuft, wie die erste und zweite, darauf hinaus, daß der Mensch zur Entfagung fähig und daß diese Entfagungsfähigkeit seine wertvollste Kraft sei, die er immer wieder üben und darin er seine Kinder erziehen müsse, selbst in Fällen, wo der Genuß durchaus zulässig ist. Goethe tritt also auch hier wieder als Lobredner der Selbstüberwindung und Enthaltbarkeit auf. Beachtet wurde diese seine Predigt freilich nicht, und da in diesen Geschichten ein paar Situationen eine lästerliche Phantasie erregen konnten, so urteilten wohl Manche, darauf habe es der Dichter abgesehen.

*

Viel mehr gelesen wurde der große Roman ‚Wilhelm Meisters Lehrjahre‘, der endlich herauskam; die erste Form, die ‚Theatralische Sendung‘, war nur wenigen Freunden bekannt geworden. Es war jetzt eine sonderbare Einlage darin, betitelt: ‚Bekanntnisse einer schönen Seele‘. Die Erzählende, die ihre eigene Geschichte berichtet, hat sich von einem Bräutigam losgerissen, auf die Freuden des Ehestandes verzichtet und ist freiwillig eine einsame alte Jungfer geworden, um für die ge-

wöhnlichen irdischen Freuden ein Höheres einzutauschen. Ihre Entfagung bedeutet also keineswegs eine unnütze Selbstquälerei, sondern einfach den Kaufpreis, der bezahlt werden mußte, wenn sie nicht auf das von ihr erkannte Bessere verzichten wollte. Ein weiser Oheim versteht sie und lobt sie, obwohl er weltlich gesinnt ist und die Sache nüchtern genug ansieht. „Sie, liebe Nichte, haben vielleicht das beste Teil erwählt“ meint er. „Sie haben Ihr sittliches Wesen, Ihre tiefe, liebevolle Natur mit sich selbst und mit dem höchsten Wesen übereinstimmend zu machen gesucht.“ Und dann sagt er, warum sie ihm namentlich gefällt: „Ich verehere den Menschen, der deutlich weiß, was er will, unablässig vorschreitet, die Mittel zu seinem Zwecke kennt und sie zu ergreifen und zu brauchen weiß.“

Glauben Sie mir, meine Liebe, der größte Teil des Unheils und Dessen, was man böse in der Welt nennt, entsteht bloß, weil die Menschen zu nachlässig sind, ihre Zwecke recht kennen zu lernen und, wenn sie solche kennen, ernsthaft darauf los zu arbeiten. Sie kommen mir vor wie Leute, die den Begriff haben, es könne und müsse ein Turm gebaut werden, und die doch an den Grund nicht mehr Steine und Arbeit verwenden, als man allenfalls einer Hütte unterschläge. Hätten Sie, meine Freundin, deren höchstes Bedürfnis war, mit Ihrer innern sittlichen Natur ins reine zu kommen, anstatt der großen und kühnen Aufopferungen, sich zwischen Ihrer Familie, einem Bräutigam, vielleicht einem Gemahl, nur so hin beholfen, Sie würden in einem ewigen Widerspruch mit sich selbst niemals einen zufriedenen Augenblick genossen haben. — —

Man kann die Ware und das Geld nicht zugleich haben! Und Der ist ebenso übel daran, den es immer nach der Ware gelüftet, ohne daß er das Herz hat, das Geld hinzugeben, als Der, den der Kauf reut, wenn er die Ware in Händen hat.

Die meisten Leser empfanden die „schöne Seele“ als einen Fremdling in dem Romane und beruhigten sich, wenn sie erfuhren, daß sie hier eigentlich und wesentlich die Niederschrift einer frommen Fräulein v. Klettenberg vor sich hatten, mit der Goethe in jungen Jahren befreundet gewesen war. Aber ist denn der Held des Romans ein Kind dieser Welt? Unterwirft er sich nicht gleichfalls der harten Schule der Entsagung? Gewiß ist er kein abgezonderter Frommer, und man merkt ihm die Heiligkeit so leicht nicht an. Auch geht ihm das entschiedene Auftreten des Befehrs ab und alle Kampfeslust. Aber es ist ein reiner Mensch und deshalb selten genug.

Wir erinnern uns an sein Keuschheitsgelübde. Der Dichter führt ihn an allerlei Frauenherzen vorbei, aber nach vielen, vielen Seiten des Romans verbringt Wilhelm seine Nächte immer noch allein. Und der wunderliche Mensch betrübt sich sogar, wenn es ihm nicht mehr genügt, eine Geliebte zu lieben, was ihm nicht verwehrt ist, wenn er nun auch die Begierde in sich fühlt, sie zu erobern und zu besitzen. Es trifft sich, daß er gerade dann die weibliche Krone seines Lebens findet, als seine Abreise nach einem ferneren Ziele beschlossen ist. Jetzt liebt er schöner als je und findet alle Vollkommenheit in Natalien vereinigt.

Ach, warum muß sich zu diesen Empfindungen, zu diesen Erkenntnissen das unüberwindliche Verlangen des Besitzes gesellen! Und warum richten ohne Besitz eben diese Empfindungen, diese Überzeugungen jede andre Art von Glückseligkeit völlig zugrunde!

Der gute Wilhelm erlangt das Jawort der Hochverehrten — aber nur als Anweisung auf eine entfernte

Zukunft. Vorerst muß er noch weiter auf die Wanderſchaft, denn der Dichter will ihn noch nicht aufgeben. Das Schweben und Streben iſt Wilhelms Charakter: wenn er ſich einmal geſättigt auf ein Faulbett legen wird, getäſchelt von einer behaglichen Ehefrau: dann iſt er ſo wenig Wilhelm Meiſter, wie der viel kräftigere Fauſt dann noch Fauſt ſein würde.

Die merkwürdigſte Figur im Romane iſt Mignon. Man könnte urteilen: der größte Triumph der goethiſchen Dichterkraft ſei die glückliche Durchführung der hier übernommenen ſchwierigſten Aufgabe. Denn Mignon iſt, kurz geſagt, ein Zwitter, ein Er:Sie:Es, ein unglücklicher Miſchling von der Nicht:Fisch:nicht:Fleiſch:Sorte, die uns regelrechten Männern und Weibern widerwärtig und geradezu unheimlich iſt und bleibt. Goethe aber weiß uns dies Weſen ſo warm ans Herz zu legen, daß die meiſten Leſer deſſen Fehler gar nicht deutlich empfinden; der Dichter hält das ſonderbare Kind, ohne es zu rühmen, durchaus im Lieblichen und führt es, obwohl er es lange genug auf der Bühne hält, aus dem Traagiſchen ſeiner Herkunft zum Tragischen des Todes, ehe wir Einwendungen erheben.

Man kann wohl annehmen, daß Goethe ſelber einmal bei einer Akrobaten- oder Kunſtreiter-Gefeſſchaft ein ſolches halbwüchſiges Geſchöpf in dem bei dieſen Leuten üblichen zugleich praktiſchen und phantaſtiſchen Koſtüm geſehen und ſich mit Anderen gefragt hat: Iſt es Bube oder Mädchen? Vielleicht hat er mit dem Kinde geredet; es hat dann mangelhaft in Brocken aus zwei oder drei Sprachen geantwortet. Alſo ein Kind zugleich ohne

Geschlecht und ohne Vaterland! Daß es von Heimat und Familie nichts wußte, daß es statt eines Vaters einen Eigentümer hatte und wie ein Pferdchen oder ein großer Hund verkauft werden konnte, war leicht hinzu erfunden. Ebenso lag es dem Dichter, der immer Stoff zu seinem Romane sammelte, nahe, dies Indefinitum seinem Wilhelm aufzuladen, der ja immer an Gutmütigkeit einen ebenso großen Überfluß hatte wie an Vorsicht Mangel. Wilhelm kauft also das arme Ding seinem bisherigen brutalen Herrn ab, um es gut zu behandeln. Und nun haben wir plötzlich die geschlechtslose Liebe haben wie drüben in einem reinsten und deutlichsten Beispiele vor uns und wissen nicht mehr, ob Goethe bei seiner Erzählung von einem wirklich gesehenen Kunstretterkinde ausging oder ob er diese Außerlichkeiten völlig erfand, um in einer neuen Form die reine Liebe zuerst sich selber auszumalen und danach seine Leser daran mitgenießen zu lassen. Man könnte Wilhelms Liebe zu Mignon ganz als Väterlichkeit auffassen und diejenige Mignons als kindliche Dankbarkeit und Dienstwilligkeit; aber das Gefühl wächst bei Beiden doch an das Geschlechtliche heran, in einem Augenblicke sogar beängstigend nahe. Die Gefahr geht vorüber, und Mignon bleibt das liebende Herz. Ja, Das ist sie: nur liebendes Herz; sie ist eine Gestaltung jenes Teils unseres Seelenlebens, das sich die Menschen vom Herzen ausgehend dachten, und nur jenes Teils; wie das Körperliche, so sind auch die im Gehirn wohnhaft gedachten geistigen Kräfte bei Mignon unentwickelt oder unkräftig geblieben. Sie stirbt denn auch am Herzen: der Muskel Herz versagt unter dem ihm

übermäßig zugemuteten seelischen Leben. Und nun tritt Mignon ein in jenes längst ersehnte Reich, wo man nicht streitet, ob es in Manns- oder Weibskleidern einhergehen sollte. Denn

. . . jene himmlischen Gestalten,
 Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
 Und keine Kleider, keine Falten
 Umgeben den verklärten Leib.

*

Zuerst erdacht war dies Mignon-Bild und erst recht Wilhelm, der reine Tor, in Goethes heiligen Jahren; daß der Beschützer und Freund der Christiane die beiden Gestalten auf gleicher Höhe hielt, verdient Anmerkung. Aber der unsittlich gescholtene Goethe fuhr auch fort, solche erhöhten Menschen liebevoll in seinem Innern auszubilden.

Bald nach Vollendung der ‚Lehrjahre‘ las er die eben erschienene Geschichte einer Französin, die sich für die uneheliche Tochter eines Prinzen v. Bourbon-Conti ausgab und über schwere Schicksale berichtete, die ihr teils durch einen legitimen Halbbruder, dem ihr Dasein im Wege war, teils durch die französische Revolution bereitet worden seien. Um sie vor dem Schrecklichsten zu schützen, hatte man sie an einen rohen Mann bürgerlichen Standes verheiratet. Das Buch war kaum Mittelware, aber auf Goethe machte es großen Eindruck: er sah hier den Stoff zu einem Zeitgemälde, in dem sich auf buntem Hintergrunde bleibende Menschheitsfragen hervorprägten. Zum Beispiel die Frage: wie verhält sich das Weib gegen den geringeren Liebhaber oder

Ehemann? Wir wissen: den Männern fällt es leicht und es lockt sie oft genug, sich mit Mädchen und Frauen, die gesellschaftlich, geistig und auch in ihren Sitten erheblich unter ihnen stehen, in Liebesverhältnisse einzulassen; entweder versuchen sie, diese Frauenzimmer zu sich emporzuheben, was manchmal gelingt, oder sie lassen sie, wo sie sind, und genießen das Genießbare. Die umgekehrten Fälle sind nicht gerade unerhört, aber vergleichsweise sehr selten, und Das kann nicht bloß daraus erklärt werden, daß die Zwingherren der Schöpfung dem schwächeren Geschlechte eine strengere Tugend vorschreiben, als sie selber ausüben mögen. Vielmehr liegt im Mädchen, in der Frau selbst ein Schauder vor der Erniedrigung; die Hingabe ihres Leibes bedeutet für sie zugleich ihr Schicksal und ihren Wert! Es ist töricht, die gleiche Handlung bei den ungleichen Geschlechtern gleichsetzen zu wollen; vielmehr spricht man mit Recht von entehrten und gefallenen Frauen, wo die Sache bei Männern läßlich genommen wird. Kommt es zur Eheschließung, so bleibt der Mann bei einer Mißheirat in seinen bisherigen Verhältnissen; die Frau aber sinkt herab. Als Beweggrund zu solchen Mißheiraten pflegt immer die starke geschlechtliche Begierde nach gerade jenem Weibe oder jenem Manne offen zu liegen; das Weib gesteht also zu, daß sie den höheren Stand, die höhere Bildung, die feinere Umgebung aufgibt, um mit dem niedrigeren Manne das Lager zu teilen. Als Goethe daran ging, das Schicksal der erwähnten Memoiren-Schreiberin dramatisch zu gestalten, hob er die Figur höher, als er sie in dem französischen Buche gefunden hatte. Seine Prin-

zessin, obzwar außer der Ehe erzeugt, ist von beiden Seiten königlichen Blutes; der Gatte aber, den sie wählen muß, um nicht kläglich auf einer verpesteten Insel unterzugehen, ist keineswegs ein brutaler Kleinbürger, sondern ein Gerichtsrat vortrefflichen Benehmens, wohlhabend und tadellos. Und dennoch ringt die Prinzessin lange, ehe sie sich dazu erniedrigt, ihm zum Altare zu folgen, und auch dann tut sie es nur unter der Bedingung, daß es eine Scheinehe bleibe; nur als Bruder darf er sie lieben.

Man weiß nie, wie der Dichter über die Gestalten seiner Phantasie denkt; die Mehrzahl der Leser wird urteilen, daß die Dame ihre Jungfräuschafft gar zu hoch bewertet. Da jener Gerichtsrat ihr geradezu das Leben rettet und sie diesen großen Dienst von ihm annimmt, so könnte sie ihm ja wohl vom Altar aus auch in sein Haus und Bett folgen. Goethe aber scheint Wohlgefallen an der Tatsache zu haben, daß die Edelblütige wohl dem äußeren Anschein nach, nicht aber in Wirklichkeit heruntersinken mag. Der Einwand, daß ein braver Bürger nicht weniger gelten darf als der uneheliche Sprößling von Prinzen und Prinzessinnen, ginge fehl; denn hier kommt es auf die Überzeugung des jungen Weibes an, und sie weiß es nicht anders, als daß unser Wert vom ererbten Blute bestimmt wird; sie darf nicht begehren, Kinder einer geringeren Klasse hervorzubringen. Goethe hat leider ihre Geschichte nicht fertig erzählt. Das erste Stück seiner Trilogie ‚Die natürliche Tochter‘ ward so kühl aufgenommen, daß er die Fortsetzung aufgab. Aber wir kennen seinen Plan ein wenig. Danach sollte

der Gerichtsrat durch Rede und Handlung Eugenie alsbald zur Hochachtung und Bewunderung stimmen, so daß ihr Vorurteil schwindet und sie ganz die Seine zu werden wünscht. Aber in dem Augenblicke, wo er seinen Sieg erkennt, eröffnet er ihr seine Wünsche und Pläne ohne Rückhalt, und nun wird ihr erst recht die vorher nur geahnte tiefe Kluft zwischen ihm und ihr deutlich: andere Herkunft bedeutet andere Seele! Als Jungfrau entflieht Eugenie dem Manne, dessen Namen sie trägt; sie ist dem Range nach von der früheren Höhe gesunken, in ihrer Person aber bleibt sie stolz und rein.

*

Seine Verehrung der Jungfräulichkeit mußte Goethes Gedanken auch immer wieder auf die Madonna des Volksglaubens lenken, zumal da im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts eine christliche und katholische Welle über seine deutschen Landsleute und besonders über alle Künstlernaturen hinwegfloß. Er hatte ja schon im ‚Werther‘ eine mütterliche Jungfrau gezeichnet, damals getreu nach dem Leben; er malte sich gern noch andere Möglichkeiten aus, das Widersprechende zu vereinigen. Er mochte überhaupt gern vom Bilde des Weibes das Tierische hinwegdenken: Begattung, Schwangerschaft, Gebären, Säugen¹⁾, und doch mußte er zugeben,

¹⁾ Man findet Äußerungen darüber im Briefwechsel von Wilhelm und Karoline v. Humboldt. (E. S. Mittler u. Sohn, Berlin.) Hierher gehört auch Goethes Abneigung gegen Tiere, besonders gegen Hunde in menschlicher Gesellschaft: sie erinnern uns gar zu sehr an die Verwandtschaft unserer Unterleibsbetätigung mit der ihrigen. Sehr bemerkenswert ist auch Goethes

daß nicht schon im Mädchen, sondern erst in der liebevollen Mutter die schöne weibliche Natur ihre Höhe erreicht.

Im Mai 1807 begann er die Erzählung ‚Sankt Joseph der Zweite‘, nicht um den Joseph, sondern die Maria zu malen, und es gelang ihm auf's beste. Seine Maria hat drei Kinder, das erste, dem Jesusknaben ähnlich, von einem Gatten, der uns unbekannt bleibt, die zwei folgenden von dem Zimmermann Joseph. Wieso diese Mutter dreier Knaben als eine Jungfrau auf uns wirkt, läßt sich in nüchterner Prosa nicht klar machen. Der Künstler aber bringt es fertig, daß wir sie so empfinden.

Hier handelt es sich um eine nachgeahmte heilige Familie: dieser Joseph, diese Maria setzen die Schönheit ihres Lebens darein, ihren berühmten Namensträgern zu gleichen, und der Dichter hat seinerseits den großen Malern nachgeahmt, indem er ihre Tafelbilder in Sprache und Erzählung übersetzte. Aber ihn beschäftigte das Ideal der Jungfrau-Mutter noch weiter; die alte fromme Fabel genügte ihm nicht. Er grübelte, wie es sich denken oder erdichten ließe, daß eine unberührte Jungfrau doch ein eigenes Kind bekäme und nach Mutterweise pflegte; der Künstler muß ja die wirkliche Natur hinter sich lassen können, sonst ist an der Kunst nicht viel. Ottilie ward die Gestalt getauft, die unserm Dichter bei solchem Sinnen

Scheu vor der Schilderung des weiblichen Äußeren. So viele Mädchen und Frauen er in Liebesgeschichten an uns vorüberführt: er spricht sehr selten von ihrem Aussehen und nie vom Busen und andern Körperteilen. Wie anders hält es Wieland, Goethes Vorgänger als philosophierender Dichter der Liebe!

und Dichten deutlich wurde. Er ließ sie auf ein ländliches Schloß zu einem Ehepaare, Eduard und Charlotte, hinzutreten; gleichzeitig trifft auch ein Hauptmann dort ein. Es entsteht eine zweifache Liebe gegen die Ehe: zwischen Eduard und Ottilien und gleichzeitig zwischen Charlotte und dem Hauptmann. Eines Abends, als diese Verliebtheit am höchsten, aber noch durchaus unausgesprochen ist, vereinigt sich das Ehepaar zur sinnlichen Lust, indem Eduard seine Gedanken und Gefühle bei Ottilien, Charlotte die ihrigen bei dem Hauptmann hat. Zu gleicher Zeit macht Ottilie unten im Hause eine Abschrift für ihren heimlich Geliebten fertig. Am andern Abend kommt ihm diese Arbeit vor Augen.

Die ersten Blätter waren mit der größten Sorgfalt, mit einer zarten weiblichen Hand geschrieben; dann schienen sich die Züge zu verändern, leichter und freier zu werden. Aber wie erstaunt war er, als er die letzten Seiten mit den Augen überließ! „Um Gottes Willen!“ rief er aus, „was ist Das? Das ist meine Hand!“ Er sah Ottilien an und wieder auf die Blätter; besonders der Schluß war ganz, als wenn er ihn selbst geschrieben hätte. Ottilie schwieg, aber sie blickte ihm mit der größten Zufriedenheit in die Augen. Eduard hob seine Arme empor. „Du liebst mich!“ rief er aus; „Ottilie, Du liebst mich!“ Und sie hielten einander umfaßt.

Von nun an sind sie seelisch Mann und Frau, aber nur seelisch. Eduard sucht die fernere Entwicklung aufzuhalten oder zu vereiteln, indem er sich entfernt. Er nimmt als früherer Offizier an einem gerade eintretenden Feldzuge teil, ohne nach Hause Nachricht zu geben. Ottilie, die bei Charlotten geblieben, weiß nur, daß er im Kriege ist. Sie ist immer noch die keusche Jungfrau und dennoch wie eine Vermählte.

Wenn sie sich abends zur Ruhe gelegt und im süßen Gefühl noch zwischen Schlaf und Wachen schwebte, schien es ihr, als wenn sie in einen ganz hellen, doch mild erleuchteten Raum hineinblickte. In Diesem sah sie Eduarden ganz deutlich und zwar nicht gekleidet, wie sie ihn sonst gesehen, sondern im kriegerischen Anzug, jedesmal in einer andern Stellung, die aber vollkommen natürlich war und nichts Phantastisches an sich hatte: stehend, gehend, liegend, reitend. Die Gestalt, bis auf's kleinste ausgemalt, bewegte sich willig vor ihr, ohne daß sie das Mindeste dazu tat, ohne daß sie wollte oder die Einbildungskraft anstrengte. Manchmal sah sie ihn auch umgeben, besonders von etwas Beweglichem, das dunkler war als der helle Grund; aber sie unterschied kaum Schattenbilder, die ihr zuweilen als Menschen, als Pferde, als Bäume und Gebirge vorkommen konnten. Gewöhnlich schlief sie über der Erscheinung ein, und wenn sie nach einer ruhigen Nacht morgens wieder erwachte, so war sie erquickt, getränkt; sie fühlte sich überzeugt: Eduard lebe noch, sie stehe mit ihm noch in dem innigsten Verhältnis.

Nun ward es Zeit, daß in dieser heimlichen und wunderbaren Ehe ein Kind erschien. Charlotte war das Werkzeug, es zur Welt zu bringen; erzeugt war es in jener Nacht, wo Eduard in seinem Ehebett Ottiliens Bild vor seiner Seele hatte und Ottilie unten bei ihrer Schreibarbeit von dem Geliebten so erfüllt wurde, daß sie in seiner Handschrift weiterschrieb. Ottilie trat mit dem Neugeborenen vor den Taufstein, „und als sie mit Neigung auf Dasselbe heruntersah, erschraf sie nicht wenig an seinen offenen Augen, denn sie glaubte in ihre eigenen zu sehen.“ Sie übernahm nun die Pflege des Kindes vor allem Andern, nährte es mit der Flasche, trug es zu allen schönen Stunden an die freie Luft. So ward sie Mutter und blieb die reine Jungfrau. Ja, die Jungfrau erhöht sich noch mehr.

Unter diesem klaren Himmel, bei diesem hellen Sonnenschein, ward es ihr auf einmal klar, daß ihre Liebe, um sich zu vollenden, völlig uneigennützig werden müsse; ja, in manchen Augenblicken glaubte sie diese Höhe schon erreicht zu haben. Sie wünschte nur das Wohl ihres Freundes; sie glaubte sich fähig, ihm zu entsagen, sogar ihn niemals wiederzusehen, wenn sie ihn nur glücklich wisse. Aber ganz entschieden war sie für sich, niemals einem Andern anzugehören.

Sie führte ein Tagebuch, in das sie öfter Erkenntnisse oder Gedanken als Erlebnisse eintrug. Um diese Zeit schrieb sie einmal:

Alles Vollkommene in seiner Art muß über seine Art hinausgehen; es muß etwas Anderes, Unvergleichbares werden. In manchen Tönen ist die Nachtigall noch Vogel; dann steigt sie über ihre Klasse hinüber und scheint jedem Geflügelten andeuten zu wollen, was eigentlich singen heiße.

So läßt Ottilie das Weibliche und Menschliche hinter sich und wird zur Heiligen. Ihre Geschichte nimmt durchaus eine romantische Wendung. Sie hat und ist kein Vorbild, und ihr Schicksal ergibt keine Regel: um so mehr hat Goethe dies Mädchen aus seiner Seele geschaffen, als eine Geliebte seiner Phantasie. Goethe hatte eine große Abneigung gegen die Romantiker, Nazarener, Neuchristen, Neukatholiken; aber zum Reichtum seiner Mittel und seines Wesens gehört doch auch das gelegentliche Katholisieren und die immer wiederkehrende Liebe zur heiligen Jungfräulichkeit. Sein größtes Werk, an dem er zuletzt noch arbeitete, schließt im katholischen Himmel. „Jungfrau, Mutter, Königin, Göttin sei uns gnädig!“ so betet Faust als Doktor Marianus, auf dem Angesicht liegend, zu der in ihrer Glorie erscheinenden

Maria, die die Gestaltung ist für jenes Ewig-Weibliche, das uns hinanzieht.

*

„*Sanct Joseph der Zweite*“ und die „*Wahlverwandtschaften*“ gehören zu einer Reihe von Erzählungen, die Goethe mit der weiteren Geschichte seines Wilhelm Meister verbinden und zu einem Kranz von Lebensbildern vereinigen wollte. Der Titel sollte lauten: „*Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden*“. Die Entsagung bezieht sich ganz besonders auf die fleischliche Vereinigung. Während andere Dichter die Flitterwochen als den schönsten Abschluß ihrer Liebesverwicklungen anstreben, führt Goethe seine Lieblinge bis nahe an die Hochzeit heran und trennt sie dann wieder, schiebt sie auf Wanderschaft aus, zwingt sie zur Entsagung, entweder auf immer oder doch auf eine recht lange Zeit. Wie er selber die Freuden und das Philisterium des Ehestandes erst spät und nicht völlig erreicht hat, so ähnlich verlangt er von seinen Geisteskindern eine Wartezeit und nicht geringe Selbstüberwindung. Und immer wieder verrät er die größte Zartheit in bezug auf die geschlechtliche Vermischung; er erinnert sogar an Jesus, der schon den bloß gewünschten Beischlaf wie einen vollzogenen verurteilte (Matth. 5, 28), und demgemäß legt Goethe seinen Lieblingen, wenn sie in dieser Hinsicht sündigten, eine mehr oder weniger schwere Buße auf. Er hat es selber mehrmals gesagt, daß er wegen dieser Strenge sogar die frommen Christen noch in Erstaunen setzen konnte, wenn sie ihn sonst verstanden, was freilich selten vorkam. So 1824 zu Eckermann über den sächsischen

Oberhofprediger Reinhard, mit dem er in Karlsbad verkehrte: „Der selige Reinhard in Dresden wunderte sich oft über mich, daß ich in bezug auf die Ehe so strenge Grundsätze habe, während ich doch in allen übrigen Dingen so lässlich denke.“ Ein andermal sagte er zu dem General v. Lilienstern: „Ich heidnisch? Nun, ich habe doch Gretchen hinrichten und Ottilien verhungern lassen! Ist denn Das den Leuten nicht christlich genug? Was wollen sie noch Christlicheres?“

Ein Beispiel für Goethes Strenge in dieser Hinsicht ist Wilhelm Meister selbst; wir dürfen nach so vielen Bänden seiner Geschichte nicht mit Befriedigung feststellen, daß er ins Ehebett steigt. Höchst bezeichnend für den Dichter ist ferner die Erzählung ‚Der Mann von fünfzig Jahren‘. Ein Major gewinnt auf dem Lande ein junges Bräutchen, das besser für seinen Sohn passen würde, während dieser Sohn, der Leutnant, in der Stadt sich in eine schöne Witwe verliebt, die älter als er ist. Es ereignet sich nun, daß der Vater und diese Witwe mit einander bekannt werden, während das Schicksal den Sohn mit der jugendlichen Braut des Vaters zusammenführt. Da tritt es rasch zu Tage, wie die Verbindungen eigentlich sein sollten, und alle Beteiligten erkennen es; alle Herzen nehmen jetzt die wünschenswerte Richtung. Auch war die Vorgeschichte so harmlos, so in den Anfängen stecken geblieben, daß es keine rohen Menschen zu sein brauchten, wenn nunmehr der Leutnant mit der Fräulein, der Major mit der Witwe sich erfreut hätten. Aber der Dichter empfindet Das als sittlich unmöglich; er scheidet die Witwe und die Fräulein auf die

Wanderschaft: es muß erst Gras wachsen über die Grabhügel der früheren Liebe. Danach erst dürfen sie den endgültig Gewählten wieder nahe treten.

Eine andere echt-goethische Erzählung, die gleichfalls in den ‚Wanderjahren‘ an verschiedenen Stellen so eingeflochten ist, daß sie den Lesern nicht leicht deutlich wird, hat eine Pächterstochter zur Heldin, die zuerst als „das nußbraune Mädchen“ vor uns tritt. Hier folgte der Dichter wieder ganz seinem Bedürfnis, ein vortreffliches Wesen jungfräulich zu erhalten. Im Anfang erfahren wir, daß Lenardo eine Schuld gegen sie auf dem Gewissen hat und deshalb zu seiner Befriedigung erfährt, sie sei glücklich verheiratet. Das stellt sich jedoch als eine Personen-Verwechslung heraus; das Mädchen ist mit ihrem Vater verschollen. Später findet sie Wilhelm Meister in den Weberdörfern am Zürcher See unter dem Namen Susanne in guten Verhältnissen; sie ist eben im Begriff, sich mit einem jungen Manne, mit dem sie auf's beste zusammenstimmt, zu verbinden. Möglich trifft diesen Bräutigam ein Unfall; auf dem Totenbette läßt er sich die Braut antrauen, damit sie seine Erbin wird. Am nächsten Tage ist sie Witwe und Jungfrau. Es kann nicht lange dauern, daß wieder ein tüchtiger Mensch ihre Hand begehrt; sie hat mit dem Verstande nicht viel einzuwenden; nur dachte sie schon längst an Auswanderung, während dieser neue Bewerber seine Heimat nicht verlassen mag. Inzwischen findet sie Lenardo; das Wiedersehen erregt die Herzen Beider; im Sterben legt Susannens Vater ihre Hand in die seine. Aber was spricht er dazu? „Dies soll kein irdisches, es soll ein

himmlisches Band sein! Wie Bruder und Schwester liebt, vertraut, nützt und hilft einander! So uneigennützig und rein, wie euch Gott helfe!" Der bisherige Bewerber sieht die Beiden neben dem Gestorbenen knien und wird von Eifersucht erfaßt; Susanne versichert ihm, daß sie nur durch eine heilige Freundschaft mit dem fremden Herrn verbunden sei. Da bietet er ihr seine Hand an und erklärt sich bereit, ihr überall hin zu folgen, wenn sie noch ferner auswandern will. Aber sie weicht zurück. Das Jungfräuliche siegt. Sie kann jetzt nicht die Frau jenes Ortsgenossen werden, wo noch das Bild ihres Gestorbenen in ihrer Seele frisch ist und das Bild Lenardos eben aufstrahlte. Nach einiger Zeit wird sie ausgeforscht, ob sie nicht Lenardos Gattin werden wolle, der ein großes Auswanderungs-Unternehmen aus- und anführt.

Aus ihrem Erwidern konnte man sich soviel zusammensetzen: sie fühle sich nicht wert, einer solchen Reigung wie Der ihres edlen Freundes durch Hingebung ihres getheilten Selbst zu antworten. Ein Wohlwollen der Art verdiene die ganze Seele, das ganze Vermögen eines weiblichen Wesens; Dies aber könne sie nicht anbieten. Das Andenken ihres Bräutigams, ihres Gatten und der wechselseitigen Einigung Beider sei noch so lebhaft in ihr, nehme noch ihr ganzes Wesen dergestalt völlig ein, daß für Liebe und Leidenschaft kein Raum gedenkbar, auch ihr nur das reinste Wohlwollen und in diesem Falle die vollkommenste Dankbarkeit übrigbleibe.

Mit der Zeit kann dies zarte Hindernis beseitigt werden, aber Goethe entläßt uns mit dem letzten Bilde, daß die „Schöne-Gute“, wie er sie zuletzt nennt, jungfräulich neben der himmlischen Maria lebe, die Niemand

sich mir irdischen Trieben behaftet denken kann. Mararie am Schlusse von Wilhelm Meisters Geschichte entspricht der Mater gloriosa bei Faustens Himmelfahrt. Und wenn dort Gretchen als eine der Büsserinnen jetzt begnadigt und beseligt zur Ewig-Keinen steht, so sehen wir in dem etwas irdischeren Romane schließlich auch Philine zwar nicht in einen Engel, aber in eine vortreffliche Zuschneiderin verwandelt, als eine gute Mutter mit ihren zwei Kindern vor der Heiligen knien.

„Ich liebe meinen Mann, meine Kinder, beschäftige mich gern für sie, auch für Andere; das Übrige verzeihst du.“ Mararie grüßte sie segnend; sie entfernte sich mit anständiger Beugung.

*

Zur rechten Zeit erinnert uns Philine daran, daß Goethe, wie so manche andere Gegensätze, auch Strenge und Lässigkeit zu vereinigen weiß. Er stellt keineswegs allgemein gültige Gesetze auf; er denkt nicht daran, von jedem Manne und jeder Frau Keuschheit und Gewissenhaftigkeit zu fordern oder Strafen anzudrohen, die jeden Übertretenden treffen werden. Er zeichnet uns zuweilen auch Personen, zu deren ganzem Wesen es gehört, daß sie es mit dem sechsten Gebote nicht genau nehmen, und läßt sie gut dabei fahren. In den ‚Wahlverwandtschaften‘ bilden die wenigen Personen eine Stufenleiter von Charakteren; an deren einem Ende geht Ottilie zu Grunde, am andern Ende lachen der Graf und die Baronin alle ernsthaften Philister aus. Im ‚Wilhelm Meister‘ ist es von Philinen bis zu Mararien eine viel längere Reihe. Niemals predigt Goethe, daß den Tugendhaften mehr irdisches Wohlergehen zuteil werde, als den Sündern;

im Gegenteil leiden die Zarten und Gewissenhaften infolge ihrer Zartheit und Gewissenhaftigkeit. Vielleicht haben sie den Vortell, daß sie nach ihrem Tode für einen höheren Zustand reif sind, während die gröberen Naturen dies irdische Dasein noch öfter ertragen müssen; Goethe hat wohl mit solchen Gedanken gespielt, aber er liebte es nicht, seinen Kahn tief in ein Nebelmeer hineinzu treiben. Jedenfalls herrscht in seinen Dichtungen keine auferlegte Moral, sondern nur — wenn dieses „nur“ sonst am Platze ist — eine aus den Personen selbst erwachsende. Das Gesetz ist in uns. Wir müssen gut handeln, wenn wir gut sind, und nicht etwa, weil die menschliche Gesellschaft oder die Religionslehrer es von uns fordern.

Es ist mit der geschlechtlichen Reinheit nicht anders als mit der äußerlichen Reinlichkeit unseres Körpers, unserer Wäsche, Kleidung und Wohnung. Unzählige Menschen sind im Schmutze gediehen und vergnügt gewesen. Niemand kann uns ein größeres Glück versprechen, indem er größere Sauberkeit von uns fordert. Aber ein Teil der Menschheit fühlt sich zu größerer Reinlichkeit angetrieben und bemüht sich täglich, stündlich darum, nicht selten sogar in unverständigem, ja krankhaftem Maße. Sie begehren keinen andern Lohn für ihre Reinlichkeit als diese Reinlichkeit selbst. Ganz so empfinden die keuschen Naturen, denen die geschlechtliche Vermischung nur unter den günstigsten Umständen, wenn überhaupt, möglich ist. Sie sind nun einmal so und können nicht anders: auf sie wirkt die natürliche Paarung in der Mehrzahl der Fälle als tierisch, als

Erniedrigung, Befleckung, Sündenfall, oder wie man es nennen will.

*

Wir haben gesehen, daß Goethe diese zarten und zartesten Seelen liebte und sich ihnen verwandt fühlte. Er wußte recht gut, daß die „Natur“ uns roher geschaffen hat und roher haben will. Er mußte auch zugestehen, daß in dem von ihm geliebten griechischen und römischen Altertum nicht so viel Wesens aus der Befriedigung eines körperlichen Bedürfnisses gemacht wurde. Er führte es in den ‚Römischen Elegien‘ selber aus, daß die Liebe bei jenen Vielgerühmten nicht viel mehr war als geschlechtliche Anziehung.

In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
 Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begierde.
 Glaubst du, es habe sich lange die Göttin der Liebe besonnen,
 Als im Jüdischen Hain einst ihr Anchises gefiel?
 Hätte Luna gesäumt, den schönen Schläfer zu küssen,
 O so hätt' ihn geschwind, neidend, Aurora geweckt.
 Hero erblickte Leandern am lauten Fest, und behende
 Stürzte der Liebende sich heiß in die nächtliche Flut.
 Rhea Silvia wandelt, die fürstliche Jungfrau, der Liber,
 Wasser zu schöpfen, hinab, und sie ergreifet der Gott.
 So erzeugte die Söhne sich Mars! Die Zwillinge tränket
 Eine Wölfin, und Rom nennt sich die Fürstin der Welt.

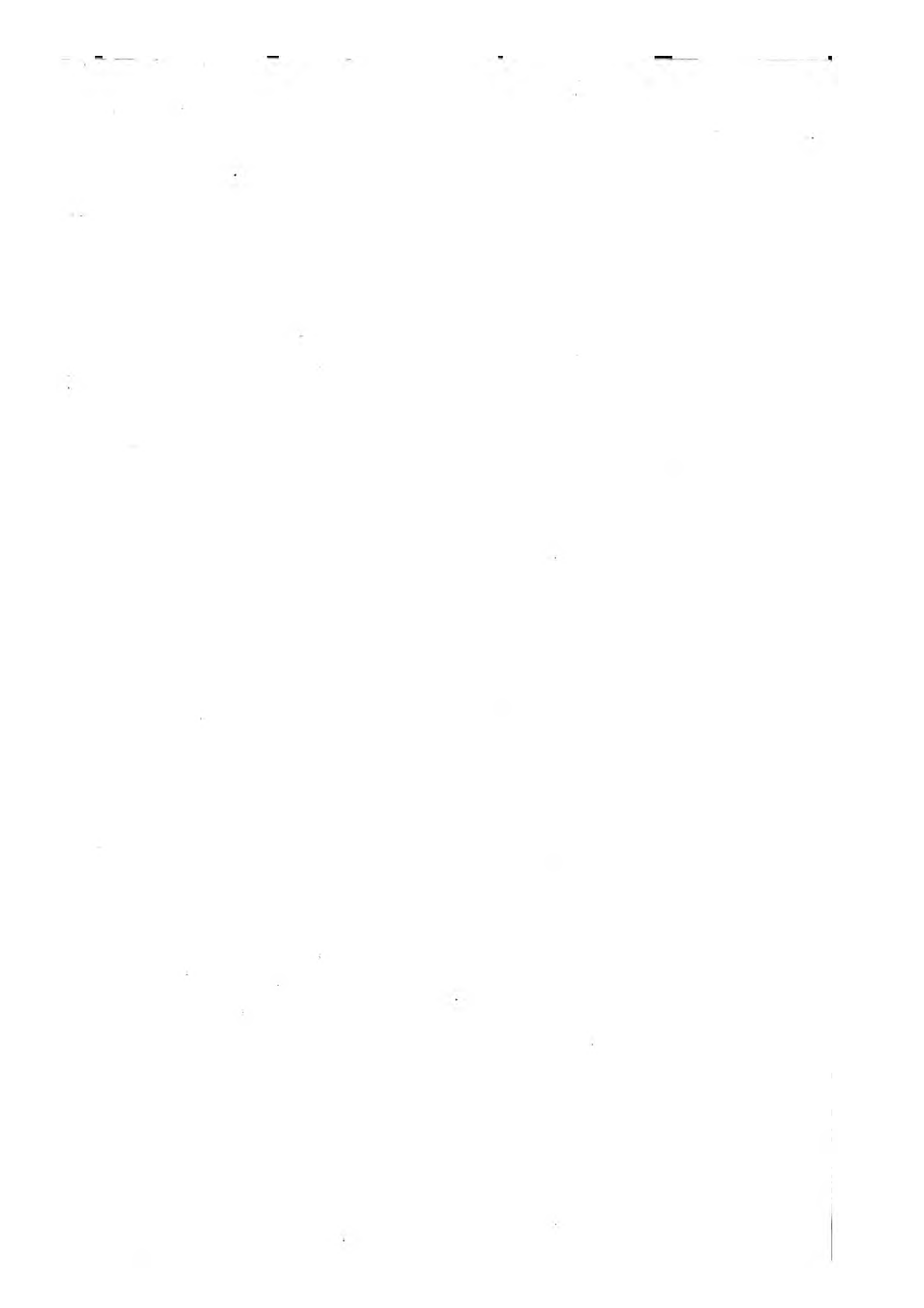
Im März 1807 redete Goethe über diese Dinge mit seinem damaligen Hausgenossen, dem Philologen Niemer. „Die Liebe, wie sie modern erscheint“, meinte er, „ist ein Gesteigertes. Es ist nicht mehr das erste, einfache Naturbedürfnis, sondern ein in sich kohobiertes¹⁾, gleichsam verdichtetes und so gesteigertes Wesen.“

¹⁾ Kohobiert: durch zweifache Destillation abgetrennt.

In ähnlichem Sinne sprach er auch über die Ehe, die als kirchliche und bürgerliche Einrichtung dem Gedanken der geschlechtlichen Reinlichkeit zwar mangelhaft, aber doch so gut dient, wie eine Veranstaltung Dergleichen vermag. Niemand wußte besser als er, was alles gegen die Ehe spricht; aber er meinte (zum Kanzler v. Müller am 7. April 1830): Was die Kultur der Natur abgewonnen habe, dürfe man nicht wieder fahren lassen, es um keinen Preis aufgeben. So sei auch der Begriff der Heiligkeit der Ehe eine solche Kultur-Errungenschaft des Christentums und von unschätzbarem Wert, obgleich die Ehe eigentlich unnatürlich sei. „Dergleichen Kultur-begriffe sind den Völkern nun einmal eingepflanzt und laufen durch alle Jahrhunderte; überall hat man vor ungerichteten, ehelosen Liebesverhältnissen eine gewisse unbezwingliche Scheu, und Das ist recht gut.“

Nicht weniger als den Priestern verdanken wir solche Bändigung oder Einschränkung der tierischen Natur auch unsern Dichtern. Von Goethe wissen wir jetzt, daß er noch viel mehr Reinigung und Entfagung im Sinne hatte, als seine Leser und Bewunderer gern bemerken wollten. Er war in jungen und alten Jahren ein verehrender Darsteller der reinsten, selbstlosesten, heiligsten Liebe. Er sah im Verzicht, in der Selbstüberwindung ein höheres Menschentum.





Woff

